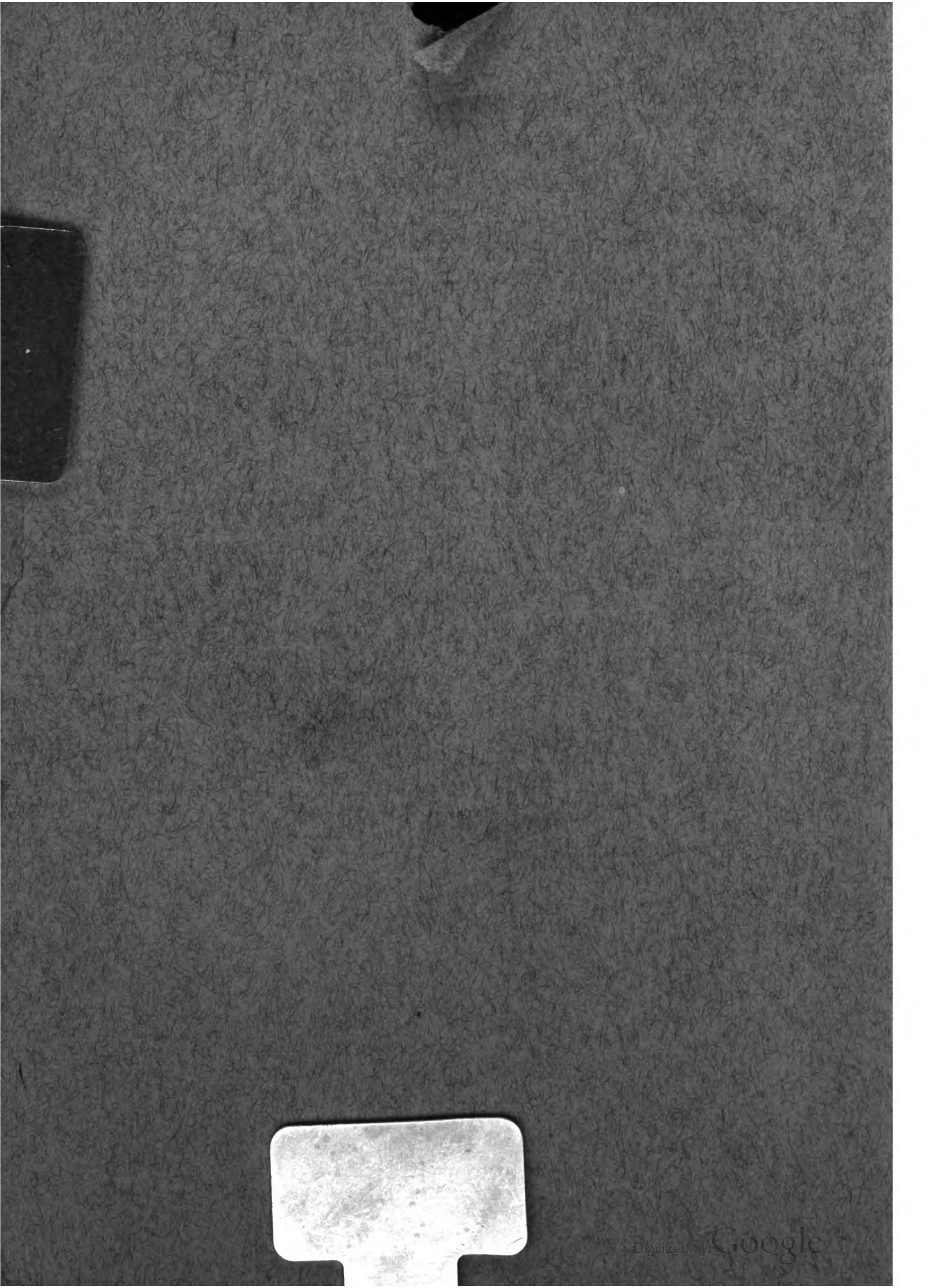


PETROW

Auf dem Wege zu Gott

BETRACHTUNGEN ÜBER GOTT UND DIE GÖTTLICHE WAHRHEIT



Auf dem Wege zu Gott

Auf dem Wege zu Gott

Betrachtungen über Gott und die göttliche Wahrheit.

Von dem Priester

G. S. Petrow.

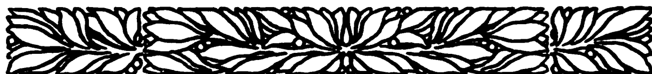
Professor der Theologie in St. Petersburg.

Aus dem Russischen ins Deutsche übertragen von Hofrat A. von Mickwitz.

Einzige vom Verfasser autorisierte deutsche Ausgabe.



Hamburg.
Agentur des Rauhen Hauses.
1905.



Zum Eingang.

Die weite Christenheit ist in unseren Tagen Zeuge eines Ereignisses geworden, das an weltgeschichtlicher Bedeutung alles überragt, was unsere sensationsgewohnte Zeit erlebt hat: das Toleranzedikt des Kaisers von Rußland. Was werden die Folgen sein? Wer kann es wissen! Sie können unbegrenzt sein; sie können dem Millionenreich eine Reformation bringen! Aber auch jetzt schon, welche Fülle von Segen! Wer vermöchte sich vorzustellen, wieviel Angst und Gewissensqualen von den Tausenden genommen ist, die dem Herzen nach evangelisch gesinnt, aber bisher der äußeren Form nach der griechisch-katholischen Kirche angehören mußten. Wieviel Tränen sind nun getrocknet, wieviel Seufzer erhört, in wieviel Herzen ist nach banger Zeit der Friede eingekehrt! Es ist uns doch als schauten wir das göttliche Erbarmen, das wunderbare Eingreifen der göttlichen Vorsehung in der Menschen Geschichte. Unerwartet und plötzlich kam das Ereignis. Man wagte kaum zu glauben, daß der Augenblick wirklich erschienen, den man so lange erhofft, ersehnt hatte. Und doch war, Fernerstehenden nicht wahrnehmbar, in der griechischen Kirche selbst ein Fragen geweckt, eine Stimmung entstanden, die der Kaiserlichen Entscheidung günstig war.

Wir können es auch hier wieder erleben, wie kleine, scheinbar zusammenhangslose Dinge doch zu dem großen Ziel zusammenwirken müssen, Gottes Heilsabsichten zu erfüllen.

Da ist es denn besonders dankenswert, daß die Agentur des Rauhen Hauses uns einen Blick in

jene Gedankenwelt tun läßt, durch die Darbietung dieses neuen Buchs von G. S. Petrow, den man, trotzdem er griechisch-orthodoxer Priester und Professor der Theologie ist, doch um seines evangelischen Gedankenzuges und um des großen Einflusses willen, den er auf die Massen ausübt, den „russischen Evangelisten" genannt hat. Es ist doch kaum zweifelhaft, daß auch das Wirken dieses Mannes dazu beigetragen hat, den Boden für das große geschichtliche Ereignis zu bereiten.

Aber auch noch ein anderer Gedanke macht uns ihn und sein Buch wertvoll. Wenn der evangelische Christ in Deutschland die Sache Christi so vielfach geschmäht, verachtet und angefeindet sieht, so muß es ihn doch stärken und erheben zu erleben, wie seinem Herrn Jungen in einer Kirche erstehen, die für versteint und erstorben zu halten er sich gewöhnt hat.

Manches in den Gedankengängen wird den deutschen Leser fremd anmuten; es ist eben ein Russe der zu uns redet. Manches würde ein evangelischer Christ anders sagen; es ist eben nicht ein Glied der evangelischen Kirche dem wir zuhören, sondern ein griechisch-orthodoxer Priester. Aber gerade diese Wahrnehmung ist geeignet uns tröstlich zu werden. Wir erkennen die Universalität der christlichen Wahrheit.

Auch manche deutsche Leser, die der speziell christlichen Gedankenwelt fernerstehen, werden vielleicht durch das Buch angezogen und veranlaßt werden, weiter zu forschen und zu suchen.

So gebe denn der Herr dem Buch das Geleit und lasse es viele offene Herzen finden.

Bremen,
im Juni 1905.

K. Freiherr von Uexküll.



I.

Über Gott.

„Niemand hat Gott je gesehen," heißt es im Evangelium (Joh. 1, 18), und doch besteht der Glaube an Gott bei allen Menschen. Schon der alte griechische Schriftsteller, der Historiker Plutarch, der viel gereist war und viele Länder und Völker gesehen hatte, schrieb: „Durchschreitet die ganze Erde, so werdet ihr in allen Beziehungen viele Verschiedenheiten erblicken: ihr werdet Ansiedelungen finden, wo es gar keine Gesetze gibt; ihr werdet Menschen sehen, die gar nicht wissen, was Geld heißt; ihr werdet Städte treffen, ganz ohne Befestigungen, auf ganze Volksstämme, die keine festen Wohnungen haben; — aber nirgends werdet ihr ein Land oder ein Volk finden, in welchem nicht Altäre und Opferstätten errichtet würden, wo nicht Brandopfer flammten und Gebete zum Himmel dargebracht würden."

Worauf ist dieser allgemeine Glaube der Menschen an Gott gegründet? Vor allem auf der unmittelbaren Empfindung, auf dem angeborenen religiösen Gefühl.

Jeder hat es wahrscheinlich an sich selbst erfahren, daß ein starr auf uns gerichteter Blick eines andern,

der uns fixiert, sich uns bald fühlbar macht. Wir sitzen etwa über einem Buche, wir sind eingenommen von einem Geschäfte oder in ein Gespräch vertieft, plötzlich wird es uns unbehaglich. Unwillkürlich wenden wir uns um, wir schlagen die Augen auf und bemerken, daß jemand beharrlich auf uns blickt, als ob er durch seinen Blick uns auffordern wollte, mit einem ebensolchen zu antworten.

Es gibt Fälle von noch stärkerer Wahrnehmung und Empfindlichkeit für die Anwesenheit eines andern. Menschen, die zufällig in einen weitausgedehnten dunklen Raum geraten sind, werden unter dem Einfluß einer besonders durch Schreck oder sonst derartig erhöhten Empfänglichkeit — irrtumslos erraten, ob mit ihnen sich noch jemand dort befindet oder nicht, ungeachtet der vollkommenen Stille und Dunkelheit.

So ist's auch mit der ganzen Menschheit auf Erden. Wir *sehen* zwar nur die uns umgebende Welt, aber im Herzen *empfinden* wir, daß Einer da ist, — höher als die Welt, — daß wir nicht allein sind hier auf Erden, daß von ferner Höhe aus auf uns jemandes fester, scharfer Blick gerichtet ist, und daß die Menschen sich nach allen Seiten umsehen, das nicht sichtbare, aber doch so fühlbare Wesen suchend.

Das Studium der Welt, das Bekanntwerden mit der uns umgebenden Natur überzeugt den Menschen noch mehr, daß, da nun einmal dieses weise eingerichtete Weltall existiert, auch der Urheber desselben existiert.

Man pflegt gewöhnlich anzunehmen, daß die Wissen-

schaft, das Studium der Natur und überhaupt der aufgeklärte menschliche Verstand den Glauben untergraben und zerstören. Das ist ein tiefer Irrtum. Der wahrhaft aufgeklärte Verstand ist nicht ein Feind des Glaubens, sondern seine Stütze und Leuchte. Nehmt dem Glauben das klare Verständnis, und er wird seinen höchsten Wert verlieren, er wird ein blinder Glaube; ja, er wird nicht mehr Glaube, sondern Aberglaube sein.

Nur eine oberflächliche Bildung kann den Glauben an Gott verleugnen, nur eine Halbbildung, die kaum den Rand des Wissenskelches mit den Lippen berührt hat und nun voraussetzt, daß ihr alles klar, alles erreichbar und alles wohlbekannt sei. Die wahre Aufklärung dagegen, die sich auf die Erkenntnis der Geheimnisse des Himmels und der Erde gründet, auf die Erfassung der wahren Naturgesetze, — sie wird den Menschen unausbleiblich zu Gott hinführen. Das Studium des unermeßlich großen Buches Gottes, dessen Titel das Weltall ist, nötigt die größten Gelehrten, auf jeder Seite, in jeder Zeile dieses Buches, in den Bewegungen der Himmelswelten und im Leben des unbedeutendsten Insekts, den sichtbaren Stempel vom Namen des Schöpfers wahrzunehmen.

Der berühmte englische Gelehrte und tiefe Denker Baco, der Vater der empirischen Wissenschaft, spricht es aus, daß die Aufgabe der wahren Wissenschaft und Philosophie darin bestehen müsse, die Menschheit zum vollkommensten Verständnis ihres Schöpfers zu führen, und daß als bestes Mittel dazu, nächst der Heiligen Schrift, das erfahrungsmäßige Studium der Welt diene.

Und diese Worte Bacos werden jedem ernsten Denker um so klarer, je tiefer sein Geist eindringt, je weiter seine Erkenntnis sich ausdehnt. —

Nehmt z. B. Newton, der die Gesetze der Bewegung aller Weltkörper erklärt hat. Andere große Gelehrte finden nicht Worte genug, um ihn zu preisen; aber er selbst, dieser große Newton, pflegte von sich zu sagen:

„Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheine, aber ich selbst komme mir wie ein kleines Kind vor, das am Meeresufer spielt und die glatten Steinchen und hübschen Muscheln sammelt, während der große Ozean die Wahrheit tief vor seinen Augen verhüllt." So bescheiden urteilte er, der große Genius des Verstandes und Wissens, über sich selbst, — und stellte sich andererseits zu Gott in so demutvoller Ehrfurcht und Andacht, daß er selbst auf offener Straße den Namen Gottes nie auszusprechen wagte, ohne sein Haupt zu entblößen.

Der berühmte Mathematiker und Naturforscher Ampère, der eine neue Wissenschaft, — die Elektrodynamik, — geschaffen hat, rät einem jungen Gelehrten in einem seiner Briefe: „Nimm dich in acht davor, dich ausschließlich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, wie du es bisher getan. Studiere, erforsche das Irdische: das ist die Pflicht jedes Mannes der Wissenschaft; aber sieh nur mit einem Auge auf die Welt des Sichtbaren, das andere richte unablässig auf das ewige Licht. Mit einer Hand untersuche die Natur, mit der andern aber halte dich — wie ein Kind am Kleide des Vaters, — fest am Saume des Gewandes Gottes."

Die Beispiele Newtons, Keplers, Galileis, Ampères, Liebichs, Pasteurs und vieler anderer großer Leuchten des Geistes und der Wissenschaft beweisen es klar, daß nur die wissenschaftliche Oberflächlichkeit zum Unglauben führt, daß aber ernste Kenntnisse und wahrhafte Wissenschaft den Menschen zu Gott führen.

Aber, wenn man auch dem Herzen und dem Verstande des Menschen Gottes Dasein vorhält und nachweist, kommt man damit doch nicht weiter. Herz und Verstand des Menschen können das Geheimnis von Gottes Wesen nicht enträtseln. Die Gottheit zu erkennen ist dem Menschen nicht gegeben. Das Göttliche kennt nur Gott, der Mensch aber kann nur den Menschen kennen. —

Lange vor Christi Geburt lebte in Sizilien ein Herrscher, namens Hiero. Er hatte an seinem Hofe viele weise Männer, unter denen sich besonders ein gewisser Simonides hervortat.

Einst lud Hiero diesen zu sich und sprach zu ihm:

„Simonides, viele Dienste hast du mir erwiesen. Mit welcher Unschlüssigkeit, mit welchem Zweifel ich mich auch an dich gewandt habe, du hast mir immer einen weisen Rat gegeben und mir alles klar gemacht. Strenge nun deine Weisheit recht an und erkläre mir, was Gott ist."

„Eine schwere Frage legst du mir vor, o Herrscher," sagte Simonides. „So plötzlich kann ich dieselbe nicht beantworten. Erlaube mir, einen oder zwei Tage nachzudenken."

„Gut!" willigte Hiero ein.

Es vergingen zwei Tage: Simonides kam zum König. Hiero erwartete nun eine Erklärung, aber, siehe da, der Weise bat, statt eine Antwort zu bringen, um noch vier Tage Zeit zum Nachdenken.

„Es ist ein schwerer Gedanke!" sprach Simonides.

„Ich weiß wohl, daß er schwer ist" — antwortete Hiero. „Deshalb eben habe ich mich auch an dich gewandt, weil es ein so wunderbares Rätsel ist; wäre es leicht, so hätte ich wohl einen anderen gebeten, es zu lösen .... Geh nur und denke noch nach."

Nachdem die vier Tage vergangen waren, bat Simonides um einen neuen Aufschub:

„Gewähre mir noch acht Tage, o Herrscher!"

Hieros Miene wurde finster:

„Du scherzest, Simonides! Du hast um zwei Tage gebeten, dann um vier, und nun gar um acht. Und wenn diese vorüber sind, dann wirst du wohl noch um sechzehn Tage bitten und dann um zweiunddreißig! Wann aber wirst du mir denn endlich die Antwort geben?"

„Du hast es getroffen, o Herr!" sprach Simonides ruhevoll: „Nach diesen acht Tagen hätte ich um sechzehn, darauf um zweiunddreißig, dann um vierundsechzig und so immer weiter, immer um das Doppelte und Doppelte bitten müssen — ohne Ende. Was aber die Antwort betrifft, so habe ich sie dir, wie mir scheint, schon gegeben."

„Wie denn hättest du sie gegeben?" — wunderte sich Hiero. „Du hast mir von Gott noch nichts gesagt, sondern immer nur neuen und wieder neuen Aufschub gefordert."

„Ja, und eben darin liegt auch meine Antwort", sprach Simonides. „Deine Frage, o Herr, geht über die Kräfte irgend eines Weisen. Je mehr man über sie nachdenkt, je weniger begreift man sie; man muß um immer neue und neue Fristen und Tage bitten. Denn diese Frage ist ganz wie ein Berg. Schon von weitem gesehen, erscheint er gewaltig, — je mehr man sich aber ihm nähert, desto höher steigt er vor uns in die Höhe und wächst empor, und man fühlt sich vor ihm so ganz klein, elend, ja nichtsbedeutend. Aber wenn du mit deiner Hand den Berg nicht umfassen und bedecken kannst, wie willst du denn, o Herrscher, mit deinem Verstande den umfassen, der sowohl den Berg als auch den Menschen erschaffen hat?"

Hiero verstand die Worte des Simonides wohl; andächtig erhob er seine Augen gen Himmel und sprach:

„Ja, Gott ist unerfaßlich und unerreichbar!"

Der große Kirchenvater und fromme Schriftsteller Augustinus erzählt von sich einen ähnlichen Fall. Er hatte viele Schriften zur Erklärung des christlichen Glaubens und Lebens geschrieben und sich vorgenommen, ein Buch über Gott zu schreiben. Er machte sich an die Arbeit. Frühmorgens schon setzte er sich an seinen Arbeitstisch; er hatte den Titel: „Über Gott" aufgeschrieben und begann nun nachzudenken, wie er den Menschen wohl am besten erklären könne, was Gott sei. Er dachte lange und angestrengt nach, aber — es kam nichts dabei heraus. Da ermüdete Augustin von dem angespannten Denken; sein Kopf fing an zu

schmerzen; er ging ins Freie, ans Meeresufer, um sich zu erfrischen.

Er wandelt im Ufersande, er sinnt nach über seine Pläne, — da sieht er vor sich: Es sitzt ein Kindchen im Sande, hat sich darin eine kleine Grube gemacht; nun schöpft es mit einer Scherbe von einem zerbrochenen Krug Wasser aus dem Meere und gießt es in die kleine Grube.

„Was machst du denn da, liebes Kind?" fragte Augustin.

„Ich habe da eine Grube gemacht und will da alles Wasser aus dem Meer hinübergießen," — sagte das Kind, indem es eifrig in seiner Arbeit fortfuhr.

Augustin mußte lächeln und ging weiter mit den Worten:

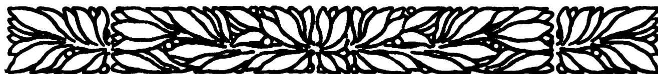
„Wie naiv sind doch die Kinder! Wie sie doch so wenig begreifen! Wie denkt z. B. dieses Kleine hier mit einer winzigen Scherbe das ganze große Meer in seine kleine Grube auszugießen!"

Dann aber kehrten Augustins Gedanken zu ihrem frühern Gegenstande zurück — und da fuhr's ihm durch den Sinn:

„Bin ich denn nicht eben solch ein Kind? Will ich doch mit meinem schwachen Verstande erfassen und für andere faßlich und offenbar machen das ganze Wesen der unendlich großen Gottheit. Es ist dem Kleinen nicht möglich, das Große in sich aufzunehmen,

— es muß ihm genügen, wenn es, das Kleine, sich vor dem Großen beugen darf, wenn es sich dem Willen desselben ganz hingeben darf, wenn es sich bemüht, diesen Willen recht zu erkennen und ihn im Leben zu erfüllen."





II.

Über Gottes Willen.

Im Jahre 1846 wurde der neue Planet Neptun entdeckt. Und zwar wurde er entdeckt auf sehr ungewöhnliche Weise, im Kabinett eines Gelehrten an dessen Schreibtisch. Fünfundzwanzig Jahre vorher hatte man einen andern Planeten beobachtet, den Uranus. Man berechnete den Weg seiner Fortbewegung und verfolgte ihn. Es ergaben sich ganz unerwartete Abweichungen. Die Gelehrten gerieten in Verwirrung. Da nahm ein Franzose, ein gewisser Leverrier, an, daß hinter dem Uranus noch ein anderer Planet sein müsse, welcher durch seine Anziehungskraft eben auch die Abweichungen des Uranus von seinem, ihm durch die Gelehrten vorgeschriebenen Wege, verursache.

Im Jahre 1845 machte sich Leverrier an die Berechnungen und hatte bald die Größe und den Ort des neuen, bisher noch unbekannten Planeten festgestellt. In Potsdam, wo es damals sowohl die beste Himmelskarte, als auch das beste Teleskop für solche Beobachtungen gab, begann man, am vorausbestimmten Orte des Himmelsgewölbes den vorausgesetzten Planeten zu suchen, und — wirklich — man fand ihn auch.

Welche Genauigkeit muß also bei den Bewegungen in den himmlischen Welten herrschen, wenn man, mit der nötigen Kenntnis ausgerüstet, zu jeder beliebigen Minute im himmlischen Ozean jeden beliebigen Stern auffinden kann, der in demselben versunken ist. Wie streng geht nach den einmal beobachteten Gesetzen demgemäß alles vor sich. Und diesen Gesetzen ist das ganze Weltleben unterworfen, — im kleinen, wie im großen, das Leben der Sonne und des Ozeans, wie das Leben des Grashalms und des Wassertröpfchens. In der gewaltigen Weltmaschine ist jede Schraube und Schraubenmutter wie jeder Schraubengang der höchsten Vernunft unterworfen. Im Evangelium ist gesagt, daß ohne Gottes Willen auch nicht einmal ein Haar vom Haupte des Menschen fällt.

Wenn es sich so verhält, warum ist denn aber auf Erden unter den Menschen soviel Unordnung aller Art, warum ist unser Leben zuzeiten so unerträglich schwer? Die Antwort gibt ein alter Weiser, Epiktet.*) Er spricht: „Gott hat die Menschen geschaffen zur Freude und zur Glückseligkeit, aber keineswegs zu Kummer und Leid. Wenn nun die Menschen dennoch unglücklich sind, so sind sie selbst daran schuld; das heißt: sie bringen ihr Leben nicht in Übereinstimmung mit dem vernünftigen Willen des Schöpfers zu."

Im Leben ist's wie in einem Sängerchor. Der Gesang stimmt und die Stimmen erklingen harmonisch,

*) Epiktet, ein berühmter stoischer Philosoph, geb. im Jahre 50 n. Chr. — Anm. des Übers.

wenn die Singenden auf den vom Dirigenten angegebenen Ton hören und seinen Weisungen folgen.

Für ein Schiff ist der Weg vorgemerkt und man hat es in dieser Richtung abfahren lassen. Wenn nun das Steuer richtig gehalten wird, so muß es wohlbehalten im Hafen anlangen. Wenn es aber von seinem Kurse abirrt, so kann es auf Untiefen geraten, auf unter der Wasseroberfläche befindliche Felsen stoßen oder an den Klippen des Ufers zerschellen. Ebenso geht es im Menschenleben.

Der Mensch hat die Freiheit zu handeln, wie er will. Er kann hierhin und dahin schwimmen, nach allen Seiten hin sich wenden. Er selbst wählt sich seinen Lebensweg aus und gibt ihm die Richtung; aber der glückliche Fortgang dieses Weges wird erst dann aussichtsvoll sein, wenn dieser Weg auch der Weg nach dem Willen Gottes ist.

Wenn eine Eisenbahn nach allen Regeln der Kunst gebaut wird, wenn der Damm dauerhaft aufgeschüttet wird, starke Schwellen gelegt und neue Schienen wohl darauf befestigt werden, wenn die Lokomotive und die Waggons tadellos sind und der Maschinist, der sie führt, ganz zuverlässig ist, — dann wird der Zug gewiß nicht entgleisen, es werden keinerlei Unglücksfälle stattfinden. Wenn aber alles nur oberflächlich gemacht und leichtfertige Pfuscherarbeit geliefert wird, wenn die allerwichtigsten Grundregeln der Baukunst nicht beobachtet werden, — da wird ein Unglücksfall mit solch einem Zuge bald unvermeidlich sein. Alles hat seine Regeln, alles seine Gesetze, die man niemals unge-

straft vernachlässigen kann. Ebenso ist's auch im Leben des Menschen.

Wie man, ohne sich den Magen zu verderben und die Gesundheit zu zerstören, nicht Sägespäne, Lehm, Steine und Sand schlucken kann statt gesunder Nahrung, so kann man auch nicht, ohne sich das Leben zu zerstören und die Seele zu verderben, nach seinen Launen leben und sich vom Bösen und Ungerechten nähren. Das Leben der Welt schreitet fort nach den Gesetzen des Schöpfers; das Leben des Menschen soll in Übereinstimmung bleiben (kongruieren) mit dem Willen Gottes. Deshalb besteht die höchste Weisheit des Menschen nicht darin, alle Geheimnisse des Lebens im Himmel und auf Erden zu entdecken, sondern vor allem darin, die Aufgabe unseres Lebens zu begreifen, zu erfassen, was der Wille Gottes an uns ist, weshalb der Heiland auch zu den Leuten spricht: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit" (Matth. 6, 33).

Aber wo soll man denn diese Gerechtigkeit und Wahrheit suchen? Wer kann dem Menschen sagen, was eigentlich Gottes Wille ist?

Die Erkenntnis, die Wissenschaft klären den Menschen darüber auf, wie die Welt und die Menschen physisch existieren, aber wie der Mensch geistlich leben soll, was er tun soll, um das allgemeine und sein eigenes Wohl zu fördern, — das zu sagen ist die Wissenschaft außer Stande. Dieses erklärt uns nur die Religion. Sie allein berichtet uns, was Gott den Menschen über Sich selbst und Seinen Willen offenbart hat.

In der Hauptstadt von Dänemark, in Kopenhagen, finden wir im Dom (der Hauptkirche), eine Statue von bemerkenswerter Arbeit. Es ist ein knieender Engel mit einer großen Muschel in den Händen. Seine Augen sind flehend zum Himmel erhoben. Die Muschel ist leer. Sie wartet darauf, daß der Herr sie fülle.

Diese Muschel ist ein Symbol der menschlichen Seele. Die Seele des Menschen empfängt den segensvollen Regen, den Regen der Wahrheit, die höchste Weisheit von Gott. —

Seine Weisheit, Seine Offenbarung hat der Herr gesendet und sendet sie immer noch überströmend reichlich allen Menschen, aber nicht alle können sie in sich aufnehmen. Über einer wasserarmen Gegend zieht ein Platzregen dahin. Der segensvolle Regen ergießt sich wie ein Strom, aber nicht alle sammeln das belebende Naß in vollem Maße. Die einen fangen es auf in einem großen Eimer, die andern in einem Krug, die dritten in einer kleinen Scherbe. Danach wird dann auch der Vorrat an Wasser bei den einzelnen sehr verschieden sein.

Nicht alle nehmen in gleicher Art und in gleicher Reinheit die Weisheit Gottes in sich auf. Hell strahlt die Sonne am Himmel, sie sendet ihre Strahlen in reichem Überfluß überallhin; aber bei den Menschen in den Häusern ist ihr Licht verschieden, je nachdem, welche Fensterscheiben die Sonnenstrahlen durchdringen müssen. Der eine braucht als Scheibe das Glas, der andere geöltes Papier, der dritte Ochsenblase, der vierte eine Eisscheibe, Marienglas der fünfte, u. s. w.

Bei manchen sind dazu noch die Fenster mit einer dichten Staubschicht überzogen. Draußen lacht der helle Tag, aber drinnen in den Zimmern herrscht volle Dämmerung.

Aber im Dunkeln ist schlecht arbeiten. Bald ergreift man nicht das, was man gerade nötig hat, bald legt man etwas dahin, wohin es nicht gehört, bald zerschlägt man eine Sache, bald beschädigt man sich selbst, bald stolpert und stürzt man, bald bleibt man an etwas hängen oder wirft etwas um. So erleidet man Schaden von allen Seiten her und der Grund von alledem ist nur — die Finsternis.

Sieh', da wird es uns jetzt auch begreiflich, warum sich in unserem Leben so viel Unordnung und so viele Defizits finden. Wir leben eben im Dunkeln; wir können den Willen Gottes nicht klar vor uns sehen; wir begreifen oft nicht, was das Böse und was das Gute ist; wir vermögen es nicht zu unterscheiden, *was* eigentlich Gottes Wille ist, und *was* eigene Willkür, menschliche Laune. Der Heiland sagt es: „Ihr irret, denn ihr wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes" (Matth. 22,29). — Die Köpfe und Herzen der Menschen waren nicht von solchen Gedanken und Sorgen erfüllt, die dazu hätten dienen können, den rechten Weg zum Leben zu finden. Auf ganz etwas anderes waren ihre Blicke gerichtet; sie waren ganz abgewichen vom rechten Wege und in solch ein Dickicht geraten, daß man an vielen Stellen auch das Tageslicht nicht mehr sah. Ein Wald, ein dichter Urwald rings um sie herum, — ein Wald der Ungerechtig-

keit, der Gottlosigkeit, der Verworfenheit und alles Bösen.

Da muß man sich herausarbeiten aus diesem Walde, nicht noch tiefer eindringen in das Dickicht, sondern einen Ausweg suchen, einen Durchhau, man muß sich bemühen, den rechten Weg aufzufinden.

Gegenwärtig ist das Leben für die Mehrzahl von uns eine schwere Last, die wir schleppen müssen von der Wiege bis zum Grabe. Sind wir einmal angespannt an diesen Lastwagen, dann müssen wir ihn fortschleppen, von Schweiß übergossen, keuchend und — wie oft — auch fallend und im Kot versinkend. Und alles dies, weil wir nicht auf dem rechten Wege sind, der uns bestimmt ist. Im schlammigen Sumpf und im dunkeln Waldesdickicht kann der Weg nicht anders als uneben, grubig und ausgefahren sein. Dort muß das Lastfuhrwerk Schaden leiden, stecken bleiben und kann nicht weiter vorwärts kommen. Da muß man den Weg verändern, man muß einen neuen, ebenen, nicht ausgefahrenen, festen und sichern Weg wählen. So muß man auch von neuem seine ganze Lebensrichtung ändern. Auf der Fahrt ist auch der Anspann an den Lastwagen von großer Bedeutung. Wenn das Kummet nicht richtig gespannt ist, drückt es auf den Widerrist der Pferde, es reibt ihnen den Hals wund. Daher spricht der Erlöser auch: „Nehmet auf euch Mein Joch und lernet von Mir, — — — denn Mein Joch ist sanft und Meine Last ist leicht.“ (Matth. 11,29—30).

Wenn wir uns im Walde verirrt haben und finden

uns selbst nicht mehr auf den rechten Weg hinaus, dann fangen wir an zu schreien und Rufe auszustoßen, in der Hoffnung, daß uns jemand darauf antworten werde. Ebenso ist's im Leben; wir sind alle abgeirrt vom rechten Wege, wir alle wissen oft gar nicht, wohin wir gehen. Da ist Hilfe not. Und der Heiland bietet sie uns auch. Er ruft uns, die Verirrten und Ermüdeten zu Sich, indem er spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken (Matth. 11,28). —

So laßt uns denn Ihm nachgehen und vom Ihm das rechte Leben lernen!





III.

Christus — der Heiland.

Die kleine Stadt in Judäa, Bethlehem, war in nächtlichen Schlummer gesunken. Die südliche Sternennacht hatte sich auf die Felder gesenkt und bedeckte mit ihrem dunklen Schleier die Erde; nur in der Ferne erglänzte hell das kleine Feuer eines Scheiterhaufens. Da lagerten die Hirten bei der Wacht über ihre Herden. Alles war still; nur selten hörte man das Bellen eines Schäferhundes oder das schläfrige Blöken eines Schafes. — Plötzlich erschallte aus den erhabenen Welten über dem Sternenzelt zur Erde herab der helltönende Gesang der Engel, — der Gesang des Friedens, der Liebe und der Versöhnung. Unter solchen Verhältnissen wurde vor nunmehr 1905 Jahren Christus, der Sohn Gottes geboren, stieg die ewige Gotteswahrheit zur Erde nieder.

Für das Kind Christus fand sich kein Raum dort in der Herberge. Als erstes Heim mußte Ihm eine Höhle dienen, wohin man die Schafe zusammenzutreiben pflegte, zu seiner Wiege — eine Krippe zur Fütterung des Viehs. Jetzt ist diese Höhle reich geschmückt. Der Fußboden mit Marmorplatten belegt; die Gewölbe

mit Seidenteppichen überzogen; von der Decke herab hängen ganze Reihen silberner und goldener Lampen, — aber die Höhle selbst hat durch diese Ausschmückung nichts gewonnen. Sie ist den Christen wert — nicht durch ihren reichen Schmuck, sondern dadurch, daß hier sich zu unserer Erde herabgesenkt hat die ewige Gotteswahrheit. Und diese bedarf keinerlei äußerer Zier. Sie ist schön an sich selbst. — Deshalb kam auch der Sohn Gottes zu den Menschen in der Gestalt eines Sohnes der armen Jungfrau Maria, ward in einer Höhle geboren und hatte auch in der Folge keinen Ort, „wo er sein Haupt hinlegte". Wem Habgier oder irgend eine Berechnung zu seinem Vorteil am Herzen lag, der hatte keinen Grund Jesu nachzufolgen; — aber wem die ewige Wahrheit am Herzen lag, der mußte ihr nachfolgen, ja nachfolgen zu dem, der ein Sohn Josephs, des Zimmermanns „genannt" wurde.

Zur Krippe des Heilands kamen zuerst, um anzubeten vor Ihm, arme Hirten, danach aber die weisen Leute aus fernen Ländern, die Magier, die Ihm Gaben darbrachten: „Gold, Weihrauch und Myrrhen". Es existiert eine rührende Legende von einem vierten Magier namens Artaban, über den das Evangelium allerdings kein Wort meldet. Diese Legende berichtet, daß jener Weise, sobald er den hellen Stern am Himmel erblickt hatte, auch den neugeborenen Christ anbeten wollte. Er verkaufte alle seine Paläste und Güter und kaufte drei wunderbare, ganz seltene und köstliche Edelsteine. Er sollte zur bestimmten Zeit mit den andern Magiern zusammentreffen; er eilte sehr,

denn es blieben ihm nur noch wenige Stunden. Artaban ritt durch einen Wald und erblickte dort plötzlich einen von schwerem Fieber ganz erschöpften Hebräer in tiefer Ohnmacht vor sich liegen. Was sollte er tun? Blieb er bei dem Kranken, so kam er zu spät zu den Gefährten; sie würden ohne ihn abgereist sein; — sollte er aber den Hebräer ohne Hilfe lassen, das erlaubte ihm das Gewissen nicht. Lange schwankte Artaban, aber endlich siegte das Mitleid.

„Du selbst bist ja die Liebe“ — sprach Artaban in seinem Herzen zum neugeborenen König. — „Ohne Barmherzigkeit im Herzen kann man dir nicht dienen.“

Viele Stunden vergingen, bis es mit dem Hebräer besser wurde. Es war schon Mittag: für's Zusammentreffen mit den Freunden war's zu spät geworden. Allein der Hebräer tröstete Artaban: „Ich weiß nicht, ob der Messias geboren ist, aber wenn Er geboren ist, so ist's in Bethlehem geschehen. Mögen deine Gefährten abgereist sein. Du rüste nur selbst eine Karawane aus und ziehe direkt nach Bethlehem. Artaban tat auch also: er verkaufte einen Edelstein, erhielt dafür eine ungeheure Summe Geldes und machte sich mit seiner Karawane auf den Weg nach Bethlehem. Er kam auch dort an. Aber wieder erwies es sich, daß er zu spät gekommen. Maria mit dem Jesuskinde war nach Ägypten entflohen, und in den Straßen Bethlehems herrschte blutige Metzelei. Die Krieger des Herodes schlachteten die Kindlein. Die Hausfrau der Herberge, in welcher Artaban eingekehrt war, war Mutter eines Knäbleins und flehte ihn an, ihr Kind zu retten. Ganz

außer sich vor Mitleid holte Artaban seinen zweiten Edelstein hervor und übergab ihn dem Anführer der Soldaten, damit er nur dies Kindlein verschone. Nun war nur noch ein Edelstein übrig. Mit diesem durchzog Artaban viele Länder, um den König der Wahrheit aufzusuchen. Überall fand er viel Kummer, Leiden und Krankheit, und Artaban half ihnen allen: dem einen durch liebevoll tröstlichen Zuspruch, dem andern durch Geld, das er noch vom ersten Edelstein behalten, — noch andern durch seine Kenntnis der Heilkunde.

Es vergingen mehr als dreißig Jahre. Da hörte Artaban von Jesus Christus in Judäa und sprach:

„Das ist Er! Ich werde zu Ihm gehen und Ihm meinen letzten Edelstein als Zeichen meiner Verehrung darbringen."

Artaban kam nach Jerusalem. Jesum Christum führte man gerade nach Golgatha.

„Wieder bin ich zu spät gekommen!" rief er aus und stürzte zum Platze der Hinrichtung. Soldaten versperrten ihm den Weg. Sie führten ein Mägdlein von wundersamer Schönheit gefangen mit sich. Es riß sich los von ihnen, umklammerte Artabans Kniee und flehte mit heißen Tränen:

„Gott selbst hat dich gesandt! Du bist — deiner Kleidung nach mein Landsmann, — und ich — ich bin hier ganz allein im fremden Lande, — und man will mich für die Schulden des verstorbenen Vaters in die Schande verkaufen. Rette mich! Außer dir habe ich gar keinen Schutz."

Artabans Herz krampfte sich vor Mitleid zusammen:

„Dir, o Herr, ist ja eben meine Gabe von keinem Nutzen, — da hast Du mir diese gesandt. So geschehe denn Dein Wille!" Und damit gab Artaban sein letztes Kleinod dahin. Um dieselbe Stunde erzitterte die Erde, die Gebäude wankten. —

Vom Dach eines nahestehenden Hauses löste sich ein Stein und schmetterte Artaban nieder. Da — in den letzten Augenblicken seines Lebens — stand plötzlich vor ihm in einer lichten Erscheinung der so lange gesuchte König der Wahrheit und sprach zu ihm: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: alles, was du getan hast einem der geringsten von Meinen Brüdern, — das hast du Mir getan." Und so starb Artaban voll Freude; denn auch er hatte den Heiland gefunden, auch seine Gaben waren angenommen worden. — —

Seit der Geburt des Heilands waren 30 Jahre verflossen. Jesus Christus hatte sich taufen lassen im Jordan, — und nun sehen wir Ihn allein, — fastend und betend in der Wüste. Rings um Ihn herrscht die tiefste Stille, — nirgends ist ein menschliches Wesen zu sehen; der ganze Horizont ist wie ausgebrannt von sengender Glut. Christ, unser Heiland, ist in tiefes Sinnen versunken: Dort, jenseits der Wüste, sind auch die Herzen der Menschen ausgebrannt durch die Glut des Bösen und der Lüge, und sie *müssen* wieder belebt werden. Da naht sich der Geist des Bösen und versucht, den Sohn Gottes abwendig zu machen von der Verkündigung der frohen Heilsbotschaft an die Menschen. Er weissagt Mißlingen dem Versuche, die Menschen durch die sanfte Kraft der Liebe und die Schönheit des

Guten Sich zu unterwerfen und rät andere Mittel an, um Jünger herbeizulocken; er bietet seine Dienste an, um Jesu die Herrschaft über die ganze Welt zu verschaffen, wenn Er Selbst nur ihm gehorchen wolle, dem Geiste des Bösen, wenn Er ihm dienen und ihn anbeten wolle. Der Heiland antwortete, daß man Gott allein anbeten und Ihm dienen müsse. Da verläßt Ihn der Teufel und siehe, die Engel traten herzu und dieneten Ihm.

Jede Gemeinschaft des Guten und des Bösen ist damit verworfen. Dem Bösen und allem Unrecht ist der Krieg erklärt auf Leben und Tod. Der Sohn Gottes kommt in die Welt, um der Schlange den Kopf zu zertreten. Über der Erde erhebt sich die Morgenröte der Gotteswahrheit, es bricht der Tag des Triumphs des Guten an. —

Es beginnt die Predigt vom Reiche Gottes. Jesus Christus wandert durch die Städte und Flecken und verkündigt das Evangelium der Wahrheit. Das Ufer des Meeres, der Stein am Brunnen, der Gipfel eines Hügels mitten unter grünenden Feldern, die Marmorhalle des Salomonischen Tempels, die armselige Synagoge (in Luthers Übersetzung „Schule") und die Gemächer des Pharisäers, wie des Zöllners, — sie sind Ihm alle gleich geeignet, um die Menschen zur Buße zu rufen, zu einem neuen Leben, zu einem Aufbau des Reiches Gottes im eigenen Innern. Um den Heiland her drängt sich beständig das Volk. Es sind die Hungernden und Dürstenden nach der Gerechtigkeit, es sind die geistlich Betrübten und die körperlich Leiden-

den, die begierig zu Ihm dringen. Seine Worte voll hinreißender Liebe, Sein Blick voll Mitleid und alles vergebender Güte, sie bringen Freude und Wonne Tausenden gequälter Menschenseelen, die durchs Leben ganz erschöpft waren. Das Volk preist Ihn selig, es nennt Ihn einen Propheten, es ehrt Ihn als den Sohn Gottes. Aber in demselben Maße wächst auch der Neid und Haß der Schriftgelehrten und Pharisäer. Sie bewachen jeden Schritt, sie erhaschen jedes Wort von Ihm, sie verleumden Ihn auf alle Weise; — und endlich — verurteilen sie Ihn zum Tode.

Es nahen die Leidenstage. Das Lamm wird zur Schlachtbank geführt. Das feiernde Jerusalem sendet Volkshaufen aus, Ihm entgegen. Man hört begeisterte Rufe, Palmenzweige wehen, der Weg ist mit bunten Gewändern bedeckt, — aber Jesus blickt mit Kummer, mit Tränen in den Augen auf das Volk.

Arme, verblendete Leute! Er kommt, um sie zu erretten von dem Übel der Ungerechtigkeit, sie aber erwarten, daß Er sie vom Übel des römischen Jochs erlöse. Sie begreifen es gar nicht, daß es kein schlimmeres Joch gibt, als das Joch des Bösen und des Unrechts. Und siehe! dieses Böse, diese Ungerechtigkeit triumphieren nun völlig. Jesus wird auf Golgatha gekreuzigt. Die Schriftgelehrten und Pharisäer lästern ihn. — Es ist vollbracht! . . . Er ist verschieden. Man bringt Ihn zum Grabe, man wälzt einen Stein vor dessen Öffnung, man versiegelt das Grab. Das Böse hat seine ganze Kraft offenbart, aber gerade dabei hat sich auch seine ganze Ohnmacht enthüllt, und ist erschienen die ganze Majestät der

Gerechtigkeit und Wahrheit Gottes; auf Golgatha schon gelangte der Schächer zum Glauben an Christus, und der Hauptmann, der alles, was geschah, gesehen hatte, sprach: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen“ (Matth. 27,54). — Und danach vergingen drei Tage, der Stein wurde abgewälzt, die Banden der Grabtücher gelöst, — Christus erstand. Die Wahrheit triumphierte, sie hatte die Bosheit überwunden, sie hatte sich sogar aus dem Grabe freigemacht; — darum spricht auch der Heiland:

„Erkennet die Wahrheit und die Wahrheit wird euch frei machen.“





IV.

Gottes Wahrheit.

Wenn man von ferne in den Nebel schaut, ist es schwer zu erkennen, was vor uns liegt; man weiß oft nicht einmal, ist das ein Pfosten oder ein Mensch, was da vor uns steht? Geht man dann näher heran, so sieht man wohl, daß es — ein Mensch ist; aber was für einer, wer es ist, das zu unterscheiden ist unmöglich. Und nur, wenn man ganz nah hinzutritt, erblickt man genau alle Gesichtszüge. — Mit der Erkenntnis der Wahrheit Gottes ist's ebenso. Vor unser aller Augen liegt ausgebreitet ein dichter Nebel der Ungerechtigkeit und Lüge, und man muß lange und scharf in ihn hineinschaun, um durch ihn hindurch die Gotteswahrheit klar zu unterscheiden. Ein und dieselbe Wahrheit Gottes kann uns — von ferne und in der Nähe gesehen — sehr verschieden erscheinen. Christus, unser Heiland, hat die Gotteswahrheit im vollen Maße geschaut und hat sie den Menschen ganz von Nahem gezeigt; die Schriftgelehrten und Pharisäer aber hatten sie von ferne gesehn, und ihnen schien es, als ob Jesus Christus etwas ganz anderes dafür ausgebe. Sie beschuldigten ihn, daß Er das Gesetz Mosis

abändere, daß er die Lehre der Propheten zerstöre. Jesus antwortete ihnen: „Ihr sollt nicht glauben, daß Ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ (Matth. 5,17). —

Über endlos weite Räume ist der goldhaltige Triebsand ausgebreitet. Dieser goldhaltige Sand liegt in Schichten, — eine über der andern, — und je tiefer man gräbt, desto größer wird die Ausbeute des ausgewaschenen Goldes. Wenn in der obersten Schicht auf hundert Pud*) Sandes etwa ein Solotnik**) Goldstaub ausgewaschen wird, so werden in der zweiten Schicht schon zwei oder drei, in der dritten zehn, in der vierten — vielleicht 1/2 Pfund ausgewaschen ꝛc. ꝛc. Wenn die goldhaltigen Sandschichten nur in plumper und roher Weise bearbeitet werden, so wird gewöhnlich die oberste Schicht nur ganz flüchtig durchgesiebt und weggeworfen; man geht dann gleich weiter. So verfuhren auch die Schriftgelehrten mit der Gotteswahrheit, die ihnen im Gesetze Mosis und in der Lehre der Propheten gegeben war. Sie griffen flüchtig nach der Oberfläche des Gesetzes und dachten, daß damit alles getan sei. Der Heiland aber lehrte, daß dies ein großer Irrtum sei; man müsse tiefer graben, man müsse einen schärferen Einblick gewinnen in Gottes Wahrheit. Wenn du in mitternächtlicher Stunde zum sternklaren Himmel aufblickst, wirst du anfangs nur wenige Sterne erblicken, aber „hefte deinen Blick nur fest

*) 1 Pud = 40 russ. Pfund = ca. 16,4 Kilogramm.

**) 1 Solotnik = 1/3 Lot = 1/96 russ. Pfund.

auf sie, so wirst du sehen, wie in der Ferne, hinter den nächsten Sternen noch Unmengen von Sternen ins Dunkel der Nacht sinken. Und blicke dann von neuem tief hinein, — da werden Mengen über Mengen von Gestirnen deinen schüchternen Blick erschöpfen: alle die dunkelblauen Himmelsgründe sind erfüllt von Sternen, von leuchtenden Funken oder Flammen." Und siehe, all diese Funken und Flammen der Gotteswahrheit will eben der Heiland den kurzsichtigen Menschen zeigen. Er ist nicht gekommen, um die Wahrheit, die durch Mose und die Propheten gegeben ist, zu zerstören oder aufzuheben, sondern um sie in ihrer ganzen Majestät und Klarheit zu offenbaren, um sie in vollkommener Weise zu verwirklichen, zu erfüllen. Sie zu zerstören ist auch gar nicht möglich. Sie ist ewig. Die Welt wird vergehen, aber Gottes Wahrheit wird ewig feststehen, und wer sie — sei's auch nur in kleinem, schädigt, der wird selbst zunichte werden; wer sie aber, sei's auch nur zum kleinen Teil, erfüllt und einem andern dasselbe lehrt, der wird groß heißen im Himmelreich*). Aber sich für immer mit diesem „kleinen Teil" zufrieden zu geben, ist auch ganz unmöglich. Der Begriff von der göttlichen Wahrheit, den die Schriftgelehrten und Pharisäer hatten, war gar zu armselig und oberflächlich; auf ihm konnte man kein wahres göttliches Leben unter den Menschen begründen. Man mußte weiter fortschreiten im Verständnis

*) Man vergleiche hiermit den letzten Abschnitt, der auch zum Teil von der Theologie unserer Kirche beanstandet werden dürfte.

der Wahrheit. „Wenn Eure Gerechtigkeit (d. h. Euer Begriff von der Gerechtigkeit) nicht besser ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer,“ spricht der Heiland zu seinen Jüngern, — „so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Als ein Beispiel der flachen Auffassung von der Gerechtigkeit Gottes durch die Pharisäer und wie dagegen die Jünger sie verstehen sollten, führt Jesus Christus die folgenden Worte an:

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein (2. Mos. 20, 13.). Ich aber sage euch: wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt ‚Racha‘, — der ist des Rats (des Synedrions) schuldig; wer aber sagt: ‚Du Narr‘, — der ist des höllischen Feuers schuldig.“

Die Göttliche Gerechtigkeit spricht: „Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein.“ Die Juden verstanden unter diesem Gebot den Schutz der leiblichen Existenz des Nächsten, seines äußeren materiellen Wohlergehens. Im 21. Kapitel des Buches „Exodus“ (2. Mosis) werden mit wunderbarer Ausführlichkeit alle möglichen Arten von körperlicher Schädigung des Nächsten vorgesehen. „Wenn jemand seinen Nächsten tötet,“ der soll auch selbst des Todes sterben; wenn aber der Totschlag unversehens geschah, kann der Schuldige in eine Freistadt flüchten. War jedoch der Mord vorausbedacht, so darf man den Mörder sogar vom Opferaltar wegholen. Wenn je-

mand im Hader oder Streit einem andern schwere Verletzungen zufügt, der soll dem Geschädigten zahlen für die Verhinderung an seiner Arbeit und für die Kosten seiner Heilung. Wenn jemand eine Verstümmlung erleidet, so soll dem Urheber mit demselben vergolten werden: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Wunde um Wunde rc. — Auch eine mittelbare Verursachung des Todes soll mit dem Tode bestraft werden. Wenn jemand einen stößigen Stier hatte und ihn nicht angebunden hielt, und dieser Stier hatte einen Menschen zu Tode gespießt, das sollte der Besitzer selbst mit dem Leben bezahlen. — — So zeigt sich hier bis auf die kleinsten Einzelheiten die strenge Forderung, das körperliche Wohlergehn des Nächsten zu behüten. Aber dies ist natürlich bei weitem noch nicht alles. Der Mensch besteht ja nicht nur aus seinem Körper. Man kann ihn mit einem Worte niederschmettern, schlimmer als mit einem Stein, einem Schwert oder mit der Faust. Die Sorgen um die Bewahrung des Leibes, — sie bilden die Schicht der Oberfläche; man muß tiefer eindringen, muß die sittliche Würde des Menschen schirmen, seine Persönlichkeit achten. Darum fügt auch der Heiland hinzu: „Ich aber sage euch: wer mit seinem Bruder unnütz (ohne Ursache)*) zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen

*) Bekanntlich fehlt dieser Zusatz in allen unseren Bibeln, so auch in der revidierten Lutherübersetzung (Halle 1893) während doch im griechischen Text steht „εἰκῆ“. Anm. des Übers.

Feuers (nach dem Urtext: der Gehennah, des Feuers) schuldig."

Hier sind drei Arten der Versündigung gegen die göttliche Gerechtigkeit unterschieden und dreierlei verschiedene Strafen werden auf sie gelegt: anfangs die geringere, dann eine größere, endlich die höchste. Die erste Stufe der Versündigung gegen die Persönlichkeit des Nächsten ist die unverdiente Herabsetzung desselben, sei's auch nur in Gedanken. Wenn ich ohne hinreichende Gründe den andern für schlechter halte als mich, wenn ich ihm unverdienterweise zürne, bin ich selbst dafür des Gerichts schuldig, ich ziehe über mich eine Verurteilung herab. Indem ich eine fremde Persönlichkeit erniedrige, selbst wenn die andern es nicht wissen, erniedrige ich mich selbst.

„Wer aber zu seinem Bruder spricht: Racha (Raka), der ist des Rats (des Synedrions) schuldig." Das Wort „Raka" ist ein syrisches Wort und bedeutet, wie es im (russischen) Evangelium unter der Zeile angemerkt ist, — ein eitler Mensch; aber der hl. Johannes Chrysostomus, der tiefsinnige Ausleger der hl. Schrift, von Geburt selbst ein Syrier, sagt, daß das Wort Raka eigentlich keine größere Beleidigung involviert, sondern nur eine gewisse Nichtachtung in der Anrede eines andern. Am besten wäre daher „Raka" zu übersetzen durch ein verächtliches Rufwort, wie „He, du dort!" oder „Hör, du Kerl!" *) Als Sinn ergibt sich dann folgendes:

*) Bei aller Achtung vor dem hl. Chrysostomus scheint uns doch die Erklärung in Büchner-Heubners Konkordanz (11. Aufl. 1858) annehmbarer, nach welcher „Racha" einen eitlen

Du hast nur persönlich, vor dir selbst einen andern erniedrigt, du hast aber schon dadurch auch deine eigene Persönlichkeit erniedrigt, hast eine Verurteilung auf dich herabgezogen. Wenn du aber deine Nichtachtung des Nächsten öffentlich geäußert und durch ein verächtliches Schimpfwort dich selbst öffentlich erniedrigt hast, bist du des öffentlichen Gerichts, des Rats (Synedrions) schuldig.

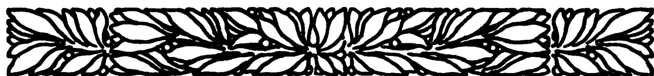
„Wer aber sagt: „Du Narr!" der ist des höllischen Feuers schuldig." Mit der „Gehennah des Feuers" wird hier eines der Täler bei Jerusalem bezeichnet, das Tal Hinnom („Ben-hin-nom"). In diesem Tal hatten die Hebräer einst unter den gottlosen Königen ihre lebenden Kinder dem Götzen Moloch zum Opfer gebracht. Später ward der Götze vergessen, aber die schreckliche Erinnerung blieb an dem Tal haften. Dieses war zum Abfuhrort geworden, wohin aus der Stadt aller Kehricht und Auswurf gebracht wurde. Damit dieser Unrat nicht faule und die Luft verunreinige, wurde im Tal beständig ein Feuer unterhalten, in welchem der hierher ausgeführte Kehricht verbrannt wurde. Aus diesem Grunde wurde das Tal Hinnom oder Gehennah das „feurige" genannt. Und so gewinnen wir folgenden Sinn der Worte des Evangeliums: „Wenn jemand seinen Nächsten nicht nur niedriger als sich selbst stellt, sondern auch niedriger als alle Menschen, indem er ihn einen „Narren" nennt und damit den unvernünftigen Tieren

---

oder nichtswürdigen Menschen bedeutete und „unter den Juden ein gemeines Schimpfwort war". Anm. des Übers.

gleichstellt, so stellt er sich auch selbst niedriger als alle Menschen, er macht sich gleich dem sittlichen Kehricht, dem Auswurf der Menschheit, dessen Platz im Feuer der Gehennah ist." — Hier sehen wir, daß der Heiland in seiner Erläuterung des Gebots: „Du sollst nicht töten," nicht nur den Schutz der leiblichen Existenz fordert, sondern noch vielmehr die Achtung vor der sittlichen Persönlichkeit des Menschen. Der Mensch soll für den Menschen ein Heiligtum sein; denn er ist ein lebendiger Tempel Gottes (1. Kor. 3, 16), ein lebendes Ebenbild Gottes (1. Mos. 1, 26.).

Wenn wir in einem kaiserlichen Palaste uns befinden, wenn wir mitten unter den Schätzen der Kunst dahinschreiten, — wie vorsichtig sind wir da, wie hüten wir uns, irgendwo anzustoßen, irgend etwas zu streifen, zu beschädigen! Aber wenn wir mitten unter die Menschen gehen, wie lassen wir unsere Ellbogen und Fäuste dreist arbeiten; wie stoßen wir da ganz ungeniert alle auseinander, die uns im Wege stehen. Wir verstehen demnach Gottes Wahrheit noch gar nicht. Wir kennen die Worte, wir lernen sie auswendig, wir zitieren sie vor andern, aber was sie nach ihrem vollen Sinn bedeuten, das erfassen wir nicht. Ein dichter Nebel liegt vor unseren Augen, — wir sind eben gar zu weit von der Wahrheit abgewichen: wir können nicht einmal ihre Umrisse recht unterscheiden. Da ists hochnötig, sich frei zu machen von dieser Nebeldecke, — hochnötig, näher heranzukommen an das Licht der göttlichen Wahrheit.



V.

Die ersten Schritte.

In einem großen Raume hatte lange Zeit hindurch eine große Menge von Menschen sich aufgehalten. Von ihren Ausatmungen und Ausdünstungen war die Luft ganz verdorben; im Zimmer war's so dumpf und schwül, daß das Atemholen erschwert war. Wenn man länger noch so aushalten sollte, so konnte man ersticken. Es war notwendig, sofort Fenster und Türen zu öffnen und in diese Dumpfigkeit frische Luft einzulassen; aber dazu war vor allem erforderlich, daß man auch empfand und begriff, wie verdorben die Luft sei. — Tretet einmal nachts in unsere Nachtasyle, in die Schlafräume der Arrestanten, in die Herbergen oder Einfahrten, wo sich so viele Nachtgäste versammeln; schaut zur Winterszeit hinein in die schwärzlichen Bauernhütten, wo Menschen, Hühner und Kälber zusammengehäuft sind, — da kann ein frisch herankommender Mensch gar nicht aufatmen; die Einwohner aber sind sogar ganz zufrieden: „es ist doch wärmer so," sprechen sie.

Ebenso ist's im Leben. Die Geschlechter der Menschen sind gekommen und gegangen, wie die Wellen

auf der Meeresfläche; sie haben aus den Tiefen der Seele allen möglichen Schlamm und Schmutz hervorgeholt und all dies hinausgeworfen ins Leben; ganze Berge des Bösen sind angewachsen; sie haben mit dem Bösen und der Ungerechtigkeit die Luft so verpestet, daß man oft zu ersticken fürchtet. Ein frisch herzutretender Mensch kann da nicht Atem holen, aber die Mehrzahl der Leute hat sich gewöhnt an diese Dumpfheit, hat Gefallen gefunden an dieser eingeschlossenen Luft, ist mit sich selbst zufrieden und freut sich ihres Lebens.

Das erste, was zu tun ist, das ist, daß man nüchtern werde, sich besinne, zu sich selbst komme, — daß man begreife, wie unmöglich es sei, in solcher Stickluft zu leben, daß der Mensch reine Luft nötig hat, und daß diese Luft uns fehlt: wir sind daran verarmt, wir sind zu Bettlern geworden. Davon geht der Heiland auch aus. Das erste Wort, das er zum Volk bei seiner Bergpredigt gesprochen hat, war das Wort von der geistlichen Bettelarmut der Menschen: „Selig sind, die da geistlich arm (wörtlich nach dem Griechischen: „Bettler nach dem Geiste“) sind,“ spricht Jesus Christus, „denn ihrer ist das Himmelreich.“ (Matth, 5, 3.)

Die Menschen suchen das Glück, sie wollen nach der Wahrheit leben, sie gedenken, das Reich Gottes auf Erden zu begründen. Haben sie dazu wohl hinreichend „Geist“? Reicht bei ihnen die innere Kraft für solch eine Arbeit aus? Auf einem nackten Steine wachsen keine Blumen; aus einem leeren Gefäß kann man nicht trinken, und kein Künstler ist imstande, aus dem Kot einen Palast zusammenzufügen. Für alles

braucht man das passende, dem Zweck entsprechende Material. Haben wir denn genug in uns vom Guten oder vom guten Leben? Ist in uns das „innere Gute“ stark genug? Sind wir fähig, das Reich Gottes unter den Menschen aufzurichten? Mancher Baum scheint voll ausgewachsen und rauscht weithin stolz mit seinen grünen Zweigen, — trittst du aber näher hinzu, so siehst du, er ist hohl, das ganze Mark ist verfault, er ist zu nichts zu gebrauchen. Und da steht nun ein solcher Wald: viele Bäume sind drin, aber der Bau schreitet nicht fort. Man muß sich erst selbst die richtige Abschätzung machen, das Kapital erst prüfen, mit dem wir im Leben handeln. Ob wohl die Mittel reichen zum Ausbau des Reiches Gottes unter den Menschen? — Eine solche Prüfung wird zeigen, daß wir nur zu viel Stolz und Selbstvertrauen haben, daß aber unser wirklicher Wert durchaus nicht groß, gar oft nur — geradezu ein zerbrochener Groschen ist. Nach unsern Worten können wir alle selbst Eichbäume zerbrechen, aber, — wenns zur Tat kommt, da können wir keinen Strohhalm knicken. In Wirklichkeit kommts darauf hinaus, daß wir alle im Guten geistlich schwach sind, kraftlos, wie von einem Schlagfluß gelähmt. Wir halten uns für Kraftheldeu und sind in Wirklichkeit schlimmer daran als der Gelähmte, der 38 Jahre ohne Bewegung gelegen hatte. Wir rühren auch manchmal unser ganzes Leben lang keinen Finger für ein Werk Gottes.

Aber die Krankheit, die Schwäche des Menschen ist noch das geringere Unheil; der Mensch kann an-

fangen, sich heilen zu lassen, ein richtiges Leben zu führen; er kann seine Gesundheit wiedererlangen. Das größte Unglück ist, wenn der Mensch sich für gesund hält, von einer Kur nichts hören, seine Lebensweise nicht ändern will. Da kann man mit nichts mehr helfen. Da geht ein Mensch mitten im Sumpf; je weiter, je tiefer sinkt er ein und glaubt doch, daß dies der allerrichtigste Weg sei. Natürlich wird er früher oder später ganz im Schlamm versinken. Es wäre für ihn, wenn auch keine volle Befreiung, so doch der Anfang zu einer Errettung gewesen, wenn er gleich nach den ersten Schritten doch wenigstens nur stehen geblieben wäre, wenn er nur begriffen hätte, daß er selbst ja den rechten Weg gar nicht kennt, — daß er bisher wie ein Blinder dahingegangen ist. Wenn der Kranke erst begreift, daß er krank ist, so beginnt, wenn auch nicht mit Gewißheit, so doch mit größter Wahrscheinlichkeit — schon seine Genesung. Darum heißt es auch: „Selig, — glücklich sind die, welche beizeiten erkannt haben, daß sie geistlich arm (Bettler) sind: denn sie können das Himmelreich finden.“

Es heißt da eben eigentlich nicht „arm“, sondern „Bettler“ (bettelarm), denn zwischen einem Armen und einem Bettler ist ein großer Unterschied. Ein Armer kann nichts haben und doch mit seinem Geschick zufrieden sein. Es hat bekanntlich im Altertum einen armen Weisen gegeben, der sogar in einer Tonne lebte. Als ihn nun ein Herrscher besuchte und fragte, was der Weise sich wohl wünsche, sagte dieser: „Daß du ein wenig zur Seite tretest, mir nicht die Sonne ver-

deckest.“ Der Weise war mit seiner Lage zufrieden und brauchte niemand um etwas zu bitten. Etwas anderes ist's um einen Bettler. Dieser wandert durch die Städte und Dörfer, er bittet an den Fenstern, klopft an die Türen, streckt die Hand aus gegen die Vorübergehenden und fleht um ein Almosen. Wenn auch die „geistlich Armen“ (wörtlich: die Bettler nach dem Geiste) so überall suchen und alle bitten werden, wie um ein Almosen, um Nachweisung des Guten und der Wahrheit, so werden sie nicht leer in ihrer Seele bleiben, sie werden zum Aufbau des Reiches Gottes in sich und in den Menschen brauchbares Material finden.

Der größte Kummer im Leben besteht nicht darin, daß die Menschen Böses tun und daß das Leben voll ist von Ungerechtigkeit. Schlimmer ist die stumpfe Gleichgültigkeit der Menschen gegen das Gute und die Wahrheit, die Zufriedenheit mit sich selbst, der Stolz auf ihr eigenes Leben. Die Menschen haben sich ganz gewöhnt an die sittliche Dumpfheit und verharren ruhig darin. Glücklich sind daher die, welchen es in dieser Atmosphäre zu dumpfig wird, welche es fühlen, daß es ihnen in der Brust an Luft mangelt: sie werden schon nicht bleiben wollen in der Stickluft, es wird sie gewaltig hinausziehn in die freie Gottesweite. Es ist also eine große Sache, die Armseligkeit des Lebens erst zu begreifen, die eigene geistliche Bettelarmut zu erkennen. Das ist der Anfang der Umkehr, der erste Schritt zu einem neuen lichten Leben.

Der zweite Schritt ist ganz zu empfinden, den

vollen Schmerz zu fühlen und bitterlich zu weinen über die eigene geistliche Armseligkeit, die sittliche Bettelarmut. Darum fällt uns das Leben auch meist so schwer, weil wir es gar zu leicht nehmen mit unserer eigenen inneren Insolvenz. Wenn wir in den Fall kommen, Vermögen, Stellung, Gesundheit, nahestehende und werte Menschen zu verlieren, da trauern wir, da grämen wir uns und weinen. Wenn wir aber mit den Jahren die kindliche Harmlosigkeit und Reinheit der Seele einbüßen, wenn wir unser Gewissen befleckt, uns unserer besten Gefühle, Triebe und Bestrebungen beraubt haben, da tragen wir diese Verluste meist mit leichtem Herzen, gleich als ob wir von etwas Abschied nähmen, nicht als von uns Nahestehendem und unserm Herzen Teuren, sondern als von irgend etwas uns Fremdem und Fernstehendem.

In Moskau, in der Tretjakowschen Gemäldegalerie, befindet sich ein interessantes Bild. Es zeigt uns ein ungeheuer weitausgedehntes Feld. Auf diesem liegen im dichten Grase unendlich viele Leichname, lästerlich verunreinigt und verstümmelt von den rohen, triumphierenden Feinden. Einige Rumpfe ohne Köpfe, andere Leichen ohne Nase, ohne Lippen oder Ohren, wieder andere nackt ausgezogen, noch andere endlich sogar mit geschundener Haut.

Mich gemahnt dieses von Leichen übersäte Feld immer an das Leben der Mehrzahl von uns. Je weiter man auf seine Jugend zurückblickt, desto mehr erblickt man untergegangene Hoffnungsträume, vernichtete Bestrebungen. Wie hat das Leben sie verstümmelt,

sie geschändet mit roher, grausamer Hand! Einst waren sie lebendig, sie verhießen uns ein lichtes und reines Glück, — jetzt aber sind sie alle dahin. Wenn man ihrer gedenkt, fühlt man sich wie auf einem Kirchhof, auf dem man, wohin man auch die Blicke wendet, nur immer Kreuze und Gräber sieht, — und unter ihnen, ja unter jedem von ihnen „reine Gedanken und lichthelle Träume."

Und wohl dem Menschen, wenn er bei. der Betrachtung dieser teuren Gräber von untergegangenen lichten Traumbildern und vernichteten, erstickten guten Gefühlen auf sie hinblickt mit von Tränen getrübten Augen. In solch einem ist also noch nicht alles untergegangen. Die heiße Träne des Mitleids mit sich selbst und des Kummers über seine geistige Bettelarmut wird viel Schmutz, mit dem das Leben sein Herz bedeckt hat, wieder abwaschen und die schon fast erstarrte Seele erweichen und erwärmen. Dem Manne wird es leid werden um die schöne Vergangenheit. Es wird ihn wieder hinziehen zur längst vergessenen Wahrheit, und — da kann's wohl sich ereignen, daß er sich von seinen kleinlichen Menschengeschäften abwendet zu einem Werke Gottes und darin Ruhe für seine Seele und die höchste Wonne findet. Daher spricht der Heiland auch: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."





VI.

Selig sind die Sanftmütigen.

Wenn die Menschen selbst „geistlich arm“ sind und ihr Leben derart ist, daß man darüber weinen möchte, — wenn sie selbst insolvent sind, nicht bestehen können vor dem Gericht der höchsten Gerechtigkeit und seinen Forderungen nicht zu entsprechen vermögen, — können sie dann streng und anspruchsvoll sein gegen andere? Wenn wir selbst der Teilnahme und des Mitleids bedürfen, müssen wir auch gegen unsere Nächsten erbarmungsvoll und sanftmütig sein! Wir alle sind, wie auf einem Schlachtfelde, von Wunden bedeckt, zerquält durch das Leben, wir alle sind krank an der Seele; uns allen ist dringend nötig ein schonender, sanftmütiger, liebevoller Umgang des einen mit dem andern. Uns allen ist, wie dem auf der Reise verwundeten Manne im evangelischen Gleichnis, ein barmherziger Samariter dringend nötig. Und das Evangelium verkündet und fordert auch einen solchen Umgang des einen mit dem andern: „Seid sanftmütig“, spricht es; denn „selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“

Sanftmütig sein heißt jedoch nicht ganz niedergeschlagen sein, die Hände in den Schoß legen und widerstandslos sich dem Übel unterwerfen, sich ganz in seine Macht ergeben. Nein, die Sanftmut ist ein höheres Heldentum, eine Kraft, die fähig ist, nicht nur den Feind zu besiegen, sondern auch ihn sittlich wiederzugebären, ihn ganz umzuwandeln, ihn zu einem Freunde zu machen, — eine Kraft, welche die Macht hat, das Übel in das Gute zu verwandeln.

In der Lebensbeschreibung des hl. Makarius von Ägypten wird erzählt, wie er einst mit einem Jünger, einem jungen Zuhörer, zu seinem Heim in der Wüste zurückkehrte. Der Weg führte bergauf. Der jugendliche Lehrling war seinem greisen Meister vorausgeeilt und begegnete plötzlich an einem Kreuzwege einem heidnischen Priester.

„Geh mir aus dem Wege, du Diener des Teufels!" schrie der über die Maßen feurige Jüngling ihn an.

Der Priester ward auch erzürnt und schlug aus aller Kraft mit seinem Stabe auf den Beleidiger. Der Jüngling stürzte bewußtlos zur Erde nieder. Bei dem nächsten Abweg begegnete der Priester dem Makarius selbst. Der Gottesmann sprach, ohne den Gruß des andern abzuwarten: „Gott helfe dir, lieber Bruder! Gott schenke dir eine gute Reise!" — Der Priester war gerührt und erschüttert durch solch einen Gruß: er wußte, daß der hl. Makarius ein Christ sei.

„Ich bin ja ein Heide!" sagte er zum Gottesmann. Wie nennst du mich denn deinen Bruder? Überdies habe ich eben erst mit einem Schlage meines Stabes

deinen Jünger niedergeschlagen. Wirst du mir jetzt noch eine gute Reise wünschen wollen?"

„Jetzt um so mehr wünsche ich dir einen guten Weg, weil du auf einem schlechten wandelst, auf dem Wege der Bosheit und Rachsucht. Daß ich aber dich Bruder nenne, das ist, weil wir alle Einen Vater haben, — Gott, den Herrn, — und wir daher alle Seine Kinder, — untereinander also Brüder sind."

Die Rede des Greises fesselte den heidnischen Priester. Er hatte eine lange Unterredung mit dem hl. Makarius, und danach — ließ er sich taufen. In der Welt handeln die Menschen roh, tierisch. Eine andere, höhere Kraft, die Kraft des Guten und der Liebe, die Kraft der sanften Liebkosung und der schonenden Sorge für den Nächsten, — die kennen sie nicht. Diese Kraft muß ihnen gezeigt werden, und das ist die Aufgabe, mit welcher der Heiland seine Jünger in die Welt hinaussendet.

„Ich sende euch, wie Schafe mitten unter die Wölfe", spricht Er. „Seid klug wie die Schlangen (dringet in euren Gedanken ernstlich ein in alle Seiten und Erscheinungen des Lebens, laßt nicht die geringsten Kleinigkeiten außer acht) aber seid auch ohne Falsch, wie die Tauben" (Matth. 10,16). — Für die Worte „ohne Falsch" steht im Griechischen ἀκέραιος (akéraios) — unvermischt, ohne Beimischung, ganz eigenartig, einfach oder einfältig; — das heißt, der Jünger Christi soll auf alle Erscheinungen des Lebens mit allem Hervortreten der Bosheit, Ungerechtigkeit und Gesetzlosigkeit immer, überall und in allem gleicherweise sanft-

mütig sein, soll verpflichtet sein, überall mit derselben liebevollen Sanftmut zu handeln. Der Heiland sagt es allen seinen Jüngern für alle Zeiten klar und bestimmt: „Lernet von Mir; denn Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig". (Matth. 11,29.) —

Man braucht dabei nicht zu befürchten, daß in solchem Falle bei einer „einfältigen" unbedingten evangelischen Sanftmut das Böse etwa die Oberhand gewinnen und die Gerechtigkeit die Liebe und das Gute besiegen und vernichten könnte. In der Seele des Menschen sind Keime für gute und für böse Gefühle vorhanden. Das menschliche Leben hat sich allerdings so gestaltet, daß dem Bösen voller Spielraum im Herzen gegeben ist, das Gute aber in seinem Wachstum überall auf Hindernisse stößt, daß die Keime des Guten ersticken und nicht aufblühen. Dieses in den Menschen erstickte Gute soll man wieder erwecken. Man soll so handeln, daß alles, was von Gutem und Heiligem in den Menschen unerweckt, erstickt geblieben war, wieder belebt und durch Liebe wieder erwärmt werde, daß es mit dem lebendigen Wasser der Gotteswahrheit besprengt und mit der allerzartesten und sorgsamsten Pflege umgeben werde. —

In den Wohnungen der Menschen pflegt man die großen Zimmer mit lebenden Blumen und Pflanzen zu dekorieren. Das dient aber nicht nur zum Schmuck. Die lebendigen Pflanzen bringen einen wesentlichen Nutzen: sie reinigen die Luft. Beim Einatmen ziehen die Menschen den Sauerstoff in sich, beim Ausatmen aber hauchen sie Kohlensäure aus. Die Kohlensäure ver-

dirbt, vergiftet die Luft; man kann darin ersticken. Und dagegen nun sind die lebenden Pflanzen nützlich. Sie nehmen die Kohlensäure in sich auf und sondern reinen Sauerstoff von sich aus. Im Leben wird ein ebensolcher Prozeß erfordert, eine ganz ähnliche Arbeit. Manche Menschen atmen nur das Böse und die Ungerechtigkeit von sich aus, sie vergiften das Leben durch ihre „Kohlensäure". Andere dagegen sollen die Luft reinigen, wie lebende Pflanzen, sie sollen von sich absondern den „reinen Sauerstoff"; als Antwort auf das tierische Geheul und das wölfische Zähnefletschen sollen sie das sanfte Lied des Friedens darbringen, das Lied des Friedens, der Liebe und der Harmonie; dieses Lied wird unter den Menschen die Bosheit und Feindseligkeit übertönen, es wird in ihnen die allerleuchtendsten Gefühle erwecken und wird sie alle lehren, dem machtvollen Ruf des Evangeliums zum Reiche Gottes zu folgen. Darum spricht der Heiland auch: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.





VII.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.

„Seid sanftmütig", lehrt Jesus Christus, aber sanftmütig nur gegen die Menschen; gegen das Böse aber in den Menschen sollt ihr nie nachsichtig sein. Überall und immer, in sich selbst und in andern, soll man die Wahrheit suchen und vor allem die Wahrheit. Ohne Wahrheit und Gerechtigkeit ist das Menschenleben kein Leben, sondern ein tierisches Dasein. Ohne Wahrheit denkt der Mensch nur an seine Sättigung und Erwärmung, er verliert die Menschenwürde, er wird zum Tier, zum rohen Vieh. Glücklich ist daher derjenige zu preisen, der die Lust an der Wahrheit noch nicht verloren hat, den es zu ihr hinzieht, wie das Hälmchen zum Sonnenlicht. „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit", spricht Christus der Erlöser, — „denn sie sollen satt werden." Selig, der die Wahrheit sucht, wie der Hungernde das Brot oder der Durstende das Wasser. Wenn wir irgend eine Sache suchen, so werden wir suchen und lange suchen und, wenn wir sie nicht finden, sie vergessen. Wenn aber der Hungrige Speise sucht, wird er seinen Hunger

nicht vergessen, bis er Sättigung gefunden hat, und ihm wird zu der Zeit ein Stück Brot oder eine Hand voll Beeren wertvoller erscheinen als eine Last Goldes und eine Fülle von Ehren. Bekannt ist ja die Erzählung von jenem Araber, der in der Wüste sein Roß verloren hatte und nun zu Fuß gehen mußte, ohne irgend welchen Nahrungsvorrat bei sich zu haben. Der Hunger beginnt ihn zu quälen; er ist erschöpft, er kann sich kaum mehr weiter schleppen. Plötzlich erblickt er in der Ferne auf der Spitze eines Sandhügels ein schwärzliches Säckchen. Der arme Araber stürzt darauf zu, band das Säckchen los, blickte hinein und schleuderte es ergrimmt zur Erde: im Sacke war Gold, er aber hatte gehofft, daß er darin Datteln oder andere gedörrte Früchte finden würde. Ja, biete dem Hungernden und Dürstenden Speise und Trank oder Güter, Paläste, Ehren, Macht und Auszeichnungen zur Auswahl an, — er wird alledem entsagen, nur um sich zu sättigen und seinen Durst zu stillen. Glücklich, ja selig sind die, welche gerade auf solche Weise, höher als alles andere im Leben, höher als Reichtum, Ehre und Macht — die Wahrheit schätzen.

Wir sprechen viel von der Wahrheit und Gerechtigkeit, wir regen uns auf darüber, daß sie fehlt; aber haben wir denn etwa viel Kraft und Mühe darauf verwendet, daß sie da sei? Millionen von Menschen arbeiten tagtäglich vom Morgen bis zum Abend rastlos, um sich ihre Nahrung zu erwerben; die einen beugen ihren Rücken hinterm Pfluge, andere keuchen an den Webstühlen, die dritten werfen Netze aus ins

Meer, die vierten schwingen den Hammer an der glühenden Schmiedeesse. Um der Ausbeute willen tauchen die Menschen nach Perlen bis auf den Grund des Meeres, sie erklimmen kaum zugängliche Felsen, um die kostbaren Daunen der scheuen Eidergans zu erlangen, sie graben sich wie Maulwürfe tief in die Erde hinein, um Gold, Silber, Eisen oder Steinkohlen hervorzuholen. Verwenden aber dieselben Millionen Menschen auch nur millionenmal weniger Mühe darauf, um das Gold der Gotteswahrheit und die Perlen der Liebe Christi zu gewinnen? — Tausende von Gelehrten durchwandern unter schweren Strapazen wasserlose Wüsten, durchschiffen stürmische Meere, steigen über die steilsten Abstürze der Gebirge, um zu erkunden, wie dort noch unbekannte Volksstämme leben. Gibts aber viel große Geister bei uns, die, wenn auch nur von ihrem Platze aus, sich in Betrachtungen vertieften, wie wir unser Leben wohl besser einrichten könnten? Wir haben die Bestandteile der Sonne kennen gelernt, wir haben die Eigenschaften der allerentferntesten Sterne erkundet, — und sind gar oft nicht im Stande zu sagen, welches die Grundbestandteile der Wahrheit, welcherlei ihre Eigenschaften sind.

Wenn wir all unser Sorgen, unsere Mühe und Zeit ganz und gar dem Vieh im Stalle, dem Kohl im Gemüsegarten, dem Korn auf dem Felde und den Fischnetzen im Flusse widmen, werden unsere Kinder begreiflicherweise verwahrlosen und wir werden wenig Grund haben, uns ihrer zu rühmen. So verwahrlost ist in unserm Leben auch die Wahrheit; wir können

uns ihrer nicht rühmen. Deshalb ist auch unser Leben so schwer, nichts will sich recht fügen und gestalten.

Beobachtet doch das Leben der allergebildetsten, aufgeklärtesten Völker. Wie hoch steht da die Wissenschaft! Wie weise sind die Gesetze! Wie viel Reichtum strömt in ihren Händen zusammen! Und doch herrscht im Leben vollständige Verwirrung. Ein Volk bedrängt und beraubt seine Nachbarn; um Gold und Diamanten zu erwerben, wird verbrecherisch Bruderblut vergossen. In einem anderen Lande „beißen und fressen" sich die verschiedenen Völkerschaften (die „Nationalitäten") untereinander wie die wilden Tiere; in einem weiteren lassen sich die verschiedenen Parteien auf alle möglichen Schändlichkeiten, ja auf Verbrechen ein, um nur die Gegenpartei zu überwinden. Überall herrscht Uneinigkeit, Streit, Haß und Gewalttätigkeit. Der Grund ist immer der eine: es fehlt den Menschen die Wahrheit und Gerechtigkeit. Alles andere ist ja vorhanden, aber es fehlt die Wahrheit im Menschen, und eben daher fehlt der Friede und die Harmonie im Leben. Bei uns selbst stehts natürlich nicht besser. Im Evangelium des Lukas wird berichtet, wie einst etliche zu Jesu gekommen seien und Ihm erzählten von den Galiläern, deren Blut Pilatus samt ihrem Opfer vermischt habe. (Luk. 13,1.) Jesus aber antwortete ihnen darauf: „Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein! sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen. Oder meinet ihr, daß die Achtzehn, auf welche der Turm in Siloah fiel und erschlug

sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnten? Ich sage: Nein! sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen". (Luk. 13,1—5.). Diese Worte sind völlig anwendbar auch auf uns. Bei andern Völkern geht es schlimm her, aber sie sind nicht sündiger als wir. Wenn wir uns nicht bessern, werden wir auch alle also umkommen.

Von Jahr zu Jahr wird bei uns das Leben schwerer. Das Volk verarmt. Die Erde bringt zu wenig Frucht. Der Verdienst wird geringer. Die Mißstände nehmen zu. Alle diese Mängel, selbst die Verarmung des Landes, — alles das kommt daher, daß wir nicht „am ersten nach dem Reiche Gottes trachten und nach Seiner Gerechtigkeit". Wir trachten im Gegenteil am ersten danach, was eigentlich uns erst darnach, — später — „alles zufallen" sollte. Man muß einen Apfelbaum pflanzen und dann auf die Äpfel warten; wir aber suchen und pflücken hastig die Äpfel und denken, daß der neue Apfelbaum von selbst wachsen wird.

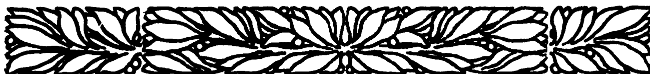
Urteilt selbst, wie man bei uns mit der Erde umgeht, mit den Gaben unserer Mutter und Ernährerin. Auf alle Weise plündert und beraubt man sie. Unsere Schwarzerdefelder pflügt man ohne Unterbrechung, bis man sie ganz und gar ausgenutzt hat und das Land aufhört, Früchte zu geben. Dann läßt man es liegen; es wird zu einem unbrauchbaren, öden Brachland und die Leute wenden sich anderen Stellen zu. Und dort wiederholt sich dasselbe. Die Wälder werden schonungslos ausgehauen. Wo noch

unlängst Forste von hundertjährigen Tannen rauschten, kann man jetzt oft kaum noch einen Kienspan abschneiden. Infolge der vernichteten Wälder versanden die Flüsse, ganze Bezirke werden vom Sand verschüttet. Der Fischfang wird wie ein Raubfang betrieben, gleich als ob die Fischer nicht nach rechtlicher Ausbeute, sondern als Räuber zum Plündern ausgefahren wären. Man zieht mit dem Netze Millionen Pude*) von Fischen ans Ufer; sie sogleich zum Versand zu bereiten, fehlts an Arbeitskräften; so wirft man die Fische gleich dort am Ufer hin, und Berge derselben faulen dort als ein trauriges Denkmal der Plünderungswut der Menschen in der Natur. Warum aber dies alles? Deshalb, weil kein Gerechtigkeitsgefühl in den Menschen ist. Wenn die Menschen nicht durch ihr Gewissen, sondern nur durch ihren nimmersatten Leib ihr Leben bestimmen lassen, wenn ein Mensch für den Menschen nur ein Wolf ist, dann werden die Leute auch zu den Gaben der Mutter Natur sich nur wolfsmäßig stellen; der hat sich da, wo's möglich war, ein recht fettes Stück herausgerissen, und nun rennt er davon, um sich anderwärts neue Beute zu holen. Die Menschen, die nicht Gottes Wahrheit im Herzen tragen, blicken auf das Leben wie auf ein allgemeines Feld des Raubens und Plünderns: wer stärker ist, nimmt vom Schwächern, was ihm gefällt. — Diese Menschen begreifen nicht, daß die ganze Welt e i n großer, unermeßlicher Tempel Gottes ist, daß das ganze menschliche Leben e i n fortgesetzter Gottesdienst,

*) 1 Pud (= 40 ruff. Pfund) = ca. 16,4 Kilogramm.

eine beständige Hingabe an Gott im Geist und in der Wahrheit sein sollte, daß unser Herz das Allerheiligste, der Thron Gottes sein sollte, wo, wie in einer geweihten Lampe Tag und Nacht, ohne zu erlöschen, hell und klar brennen und leuchten sollte die Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes. Selig, wer nach dieser Gerechtigkeit trachtet, wie der Hungernde nach Brot: sie werden sie finden, sie werden satt werden an ihr.





VIII.

Selig sind die Barmherzigen.

Wenn uns selbst im Leben vor allem und mehr als alles die Wahrheit nötig ist, so werden wir auch andern keine größere Barmherzigkeit erweisen können, als indem wir ihnen den Weg zur Wahrheit zeigen. Dieses Gebot der Barmherzigkeit, der teilnehmenden, herzlichen Stellungnahme zu unsern dunkeln, geringeren Brüdern muß bei uns in Rußland ganz besonders betont werden. Überall gibt es noch viel Finsternis, überall ist noch viel Licht der Gotteswahrheit nötig, — aber bei uns mehr als irgendwo an einem andern Orte. Ein schweres Geschick ist dem russischen Volk zugefallen. Durch die Vorsehung auf die Grenzscheide zwischen zwei Welten, — des Ostens und des Westens — gestellt, war das russische Volk die Schutzmauer, der Damm, an welchem sich die Wellen der asiatischen Völker: der Türken, Berendejer, Petschenegen, Polowzer und Tataren, brechen sollten. Zu der Zeit, als unsere westlichen Nachbarn: die Deutschen, Franzosen, Österreicher und andere, hinter unserm Rücken ruhig ihre Schulen, Museen und Universitäten bauten, wo sie lernten und sich friedlich entwickelten, standen wir mit dem Schwert

in der Hand im Kampfesfeld, um mit unserer Brust die Heeresmassen der Barbaren abzuwehren. Die weit fortgeschrittenen Völker Europas halten uns für zurückgeblieben, sie bezeichnen das russische Volk spottweise als einen Bären. Wir aber können es — ohne uns zu schämen — aussprechen: „Ja, wir sind zurückgeblieben; ihr seid aufgeklärter, gebildeter als wir; wir aber haben in unserer Weise der Kultur keinen geringeren Dienst erwiesen, wir haben euch durch uns selbst gedeckt und geschützt.“ Es wäre interessant zu untersuchen, was wohl jetzt aus Europa geworden wäre, wenn die Heeresmassen der Tataren nicht durch die südrussischen Steppen, sondern durch die Tiefebenen der Elbe, des Rheins und der Seine gewandert wären? Ob diese sich dann vor Rußland hätten rühmen können?*) — Rußland hat eine schwere Schule durchmachen müssen; aber „wie der schwere Hammer, der das Glas zerschlägt, aber den Stahl schmiedet, so ist Rußland, nachdem es die Schläge des Schicksals erduldet, in sich erstarkt.“ Sein äußerer Aufbau ist vollendet. Rußland hat sich nach außen hin zu einem machtvollen Reich entfaltet. Jetzt gilt es, die innere Arbeit auszuführen. Tief im Innern der Volksseele sind wunderbare Schätze des Geistes und des Herzens verborgen, aber bisher ruhen sie noch in einem tiefen, unüberwindlichen Schlaf, bedeckt von einer dichten Kruste geistiger und sittlicher Finsternis. Um dieses

*) Die unleugbare Einseitigkeit dieser Anschauung wird man dem Patriotismus des verehrten Autors wohl gern zu gute halten. Anm. des Übers.

Gold der Volksseele und die Edelperlen ihres Geistes an Gottes Tageslicht heraufzubefördern, ist eine lange, schwere und ausdauernde Arbeit erforderlich. Unsere Volksseele ist ein wundersamer, unschätzbarer Edelstein, ein von Gott geschenkter; — aber dieser Edelstein ist weggeworfen, er liegt im Staube; man muß ihn reinigen und schleifen, und dann erst wird er aufblitzen in hellem und feurigem Farbenspiel. Aber bis jetzt erinnert das Volk, das flache Land, unser jüngerer Bruder, an den armen Lazarus am Tor des Reichen im evangelischen Gleichnis. Wir, die älteren Brüder, die Leute der Wissenschaft, der Feder, der Bildung, wir schwelgen — im Vergleich mit dem einfachen Volk — an glänzenden Festmahlen, kleiden uns in den Purpur des Wissens, in den Byssus (Schleier) der Kunst. Uns stehen zu Diensten in den Städten die Elektrizität, die Telephone, die Telegraphen, die Theater, Museen und Bibliotheken, — dort aber, in der Tiefe Rußlands, da herrscht jahrhundertelange Finsternis. Dort an der Schwelle unserer Kultur liegt das Volk, wie der Bettler Lazarus, oft ohne alle Kenntnis und ohne Brot auf faulende Lumpen gebettet. Es ist ermattet, erschöpft, in der tiefsten Seele erkrankt. Manche heimliche Tränen verschluckt es, viel Seufzer erstickt es. Sein ganzes Leben läßt sich mit zwei oder drei Worten bestimmen:

„Wenig Tränen fließen, doch ein Strom von Kummer,
Ein Strom von Kummer fließt, ein grundlos tiefer.“

Nicht umsonst beginnt das junge Weib auf dem Dorfe schon nach ein oder zwei Geburten zu altern und zu welken; nicht umsonst zeichnet sich auch unser Volksgesang durch so qualvoll-klagende, herzzerreißend-wehmütige Klänge aus. „Vom Bauern an bis zum größten Dichter,“ sagt Puschkin, „singen wir alle, und unser Lied ist durchweg eine trübe, gramvolle Wehklage.“ Nicht umsonst sind auch unsere Volksbelustigungen keine ruhige, gleichmäßige Fröhlichkeit, sondern irgend ein wilder und wüster Freudentaumel, als ob ein Fluß, plötzlich aus seinen Ufern getreten, wild das flache Land mit seinen Fluten überschwemmte. Nicht umsonst endlich trinkt auch das Volk bei solchen Gelegenheiten, es trinkt dann unaufhaltsam, in roher Weise; es nagt und brennt etwas in ihm, da möchte es denn „den Bösewicht, den Kummer“ überschwemmen. Nekrasows Paulchen Weretennikow beschreibt seine Eindrücke auf dem Jahrmarkt folgendermaßen: „Klug sind die russischen Bauern; eins nur ist schlimm, daß sie trinken, bis sie ganz dumm werden: sie fallen in die Gräben, sie wälzen sich in den Rinnsteinen, — es ist widerwärtig anzusehen. Ein Bauer erwidert ihm eben dort: „Du, verbreite nicht alberne, gottlose Geschichten über uns. Ihr sagt: maßlos ist die russische Trunksucht; — aber haben sie wohl unsern Kummer gemessen? . . . Der Branntwein bringt den Bauern zu Falle! Aber tut es der Kummer etwa nicht? Wir trinken viel zur Zeit, aber wir arbeiten doch noch mehr; man sieht viel Betrunkene bei uns, aber es sind doch mehr noch Nüchterne unter uns. Die trinken nicht,

aber sie plagen sich auch.“ — Nun, das Volk von dieser Plage zu erlösen, ihm den Weg zum Licht zu weisen, es herauszuführen in die freie Weite der Gotteswahrheit, — das ist das große, heilige Werk und die geheiligte Pflicht unser aller, der älteren Brüder. Das Volk ist verarmt in seiner Wirtschaft, dunkel an Verstand und geistig roh. Es ist ganz und gar wie eine brennende Wunde, und es erwartet für sich und kann schier nicht mehr erwarten — einen Heiland und Arzt.

Bei Alexei Tolstoi finden wir ein Gedicht: „Pantelius (Pantelei), der Heiland“, dessen Inhalt folgender ist: „Pantelius, der Herrscher, wandelt durch das Feld, Gras und Blumen reichen ihm bis zum Gürtel; und alle Gräser weichen ehrfurchtsvoll vor ihm auseinander, und alle Blumen verneigen sich vor ihm; und er kennt alle ihre verborgenen Kräfte, alle die wohltätigen und alle die giftigen. Von allen wohltuenden sammelt er je einige Blätter und füllt mit ihnen sein Säckchen; auch kocht er aus ihnen eine heilende Arzenei für seine armen kranken Brüder. — O du Herrscher Pantelius! Erbarme dich auch über uns! Gieß deinen wunderbaren Balsam auch in unsere Wunden aus, in unsere vielen Herzenswunden! Siehe, wir haben unter uns an der Seele Verstümmelte. Wir haben auch am Geiste schwer Kranke, wir haben Taube, Stumme, Nichtsehende, von bösen Giften Betäubte, — hilf uns mit deinen heilsamen Kräutern!“

Ein solcher Heilung bringender Pantelius für das Volk, für unsere dunklen jüngern Brüder, kann jeder intelligente, auch nur ein wenig gebildete und aufge-

klärte Arbeiter werden, der seinem Berufe getreue geistliche Hirt, der eifrige Säemann der reinen Saatkörner Christi, die Volksschullehrer und -Lehrerinnen, die Landschaftsärzte und Doktoren, die Feldscher und Feldscherinnen, der ehrliche und schriftkundige Gemeindeschreiber, der verständige Gemeindeälteste und jeder überhaupt, der im dunkeln Volkshaufen hingestellt ist mit einem größern Vorrat von Intelligenz und überhaupt von geistigem Licht, als dieser. Ja, ihr wohltätigen Panteliusse, vor euch ausgebreitet liegt ein weites Feld sowohl der heilsamen Gräser, als auch ein Feld der Leidenden, aller Art von Kranken. Also versorgt euch selbst mit Licht und tragt es hinein in diese dunkle Menge. Was ihr vorher an Kenntnissen gewonnen, die neuen Bücher der Aufklärung, begeisterte Reden und der Aufruf zu gemeinsamer Arbeit aller, — das mögen eure Blumen und Gräser sein. Sammelt auch ihr blättchenweise von den heilsamen Pflanzen und nehmt sie als Vorrat mit euch und bereitet daraus für eure armen kranken Brüder eine heilsame Arzenei; gießt aus auf die schmerzende Volksseele den lindernden Balsam des Erbarmens! Hier liegt die Hauptaufgabe nicht darin, daß ihr die Kinder Lesen und Schreiben lehrt, daß ihr euren Dienst tadellos verrichtet und die Kranken sorgfältig behandelt. Hier ist die Hauptaufgabe, sich dem Volk liebevoll zu nähern, mit teilnehmender Liebe seinen Kummer zu erleichtern, sich menschlich anteilnehmend zu stellen zu seinen Sorgen und Nöten. Möge die Lehrerin oder Feldscherin (Krankenpflegerin) zu einer Freundin werden, zu der jedes Weib freimütig

kommen kann, um an ihrer Brust seinen hoffnungslosen Kummer auszuweinen. Möge der Lehrer seine Schüler nicht nur lehren, den Buchstaben „Jatj“*) regelrecht zu setzen, sondern auch selbst „regelrecht“ im Leben dazustehn, sich liebevoll und milde zu allem Lebenden auf der Welt zu stellen; möge er nicht die Gelegenheit unbenutzt lassen, auch wenn's nötig ist, die Nacht am Bette eines kranken Schülers zu verbringen, der sich in Fieberhitze und Phantasien zerquält. Möglich, daß er dann am nächsten Tage vor Kopfschmerz nach der schlaflosen Nacht seine Lehrstunde nicht so stramm durchführen, nicht so gleichmäßig die Ziffern und Buchstaben an der Klassentafel aufschreiben wird; dafür aber hat er in die Herzen der Dorfbewohnerschaft unauslöschlich eingeschrieben eine Lehre vom Erbarmen der christlichen Liebe. Mögen der Bezirksaufseher, der Älteste und der Gemeindeschreiber da recht ernstlich sich erinnern der großen Worte Christi, unseres Heilandes, an Seine Jünger: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch. Sondern, so jemand will gewaltig sein unter euch, der sei euer Diener; und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht; gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß Er sich dienen lasse, sondern, daß Er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.“ (Matth. 20, 25—28)

---

*) Das zweite, seltenere russische e (ѣ), das regellos in einer ganzen Anzahl von Stämmen statt des gewöhnlichen e gesetzt wird. Anm. des Übers.

Unter allem Volk, in allen Dörfern und Flecken haben ganze Jahrhunderte lang dunkle Kräfte gearbeitet; darum ist's auch dort so dunkel. Wenn nun jetzt im Volke gute, lichte Kräfte wirksam werden, dann wird's auch hell werden.

Und wie viel Licht werden diese Arbeiter, diese heilungbringenden Panteliusse, auch für sich selbst erlangen! Für ihre Liebe und ihr Erbarmen gegen die jüngeren, dunkeln Brüder wird auch ihnen das Leben mild und freundlich lächeln, es wird ihnen viel Freude und Wonne schenken für ihre schweren und unscheinbaren Bemühungen bei der grauen, abstoßenden Welt der Unglücklichen. Ja, selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.





IX.

Selig sind, die reines Herzens sind.

Mit wem oder womit du dich abgibst, davon wird auch dein Herz voll sein, — spricht die Volksweisheit. Verweilt einige Stunden lang unter Wohlgerüchen, so werdet ihr selbst unwillkürlich von aromatischem Duft durchtränkt sein; sitzet längere Zeit in einer Apotheke oder in einer Niederlage von Teer oder Terpentin, so werdet ihr ganz und gar nach Medikamenten, nach Teer oder nach Terpentin riechen; wenn ihr in Abfuhrgruben wühlen wollt, werdet ihr den Geruch von Fäulnis und Mist an euch selbst nicht loswerden. Ebenso ist's mit dem Leben der Seele. Welchem Werk ihr dienet, womit ihr euch beschäftigt, mit welcherlei Leuten ihr zusammentrefft und Freundschaft haltet, in direkter Abhängigkeit hiervon werdet ihr selbst diesen oder jenen Charakter annehmen. Das Herz des Menschen ist von Geburt wie ein aufgepflügtes, aber noch nicht besätes Feld. Auf diesem wächst in der Folgezeit das heran, was der Mensch selbst darauf aussät, und was aus den Samenkörnchen aufsprosst, die ihm von verschiedenen Seiten herzugetragen werden. Am Webstuhl, auf dem das Leben des Menschen ge-

wirkt wird, mühen sich drei Arbeiter; Gott, der Mensch selbst und die ihn umgebenden Menschen. Gott gibt die Grundlage, das Gewebe selbst; der Mensch aber webt, unter dem Einfluß der ihn umgebenden Leute und seiner Lebensstellung die Muster darauf, er bringt die Stickereien an. Das allgemeine Bild des Lebens wird allmählich fortschreitend ausgearbeitet: vom Anfang des Lebens an und bis zu seinem Ende. Jegliche, auch nur flüchtige Begegnung, ein zufälliges Gespräch, mit wem es auch sei, ein gelesenes Buch, ein im Vorübergehen vernommenes oder ein von uns selbst unversehens fallengelassenes Wort, — alles das hinterläßt in der Seele seine Spur, bringt eine neue Linie in das allgemeine Lebensbild, wird von diesem oder jenem Pinselstrich bezeichnet. Und je nachdem, von welcher Farbe die Mehrzahl der Linien sein wird, von derselben Farbe wird auch das ganze Gemälde schimmern; sind mehr Linien von roter Farbe da, so wird das Bild auch rötlich aussehen; ist die Mehrzahl der Striche von weißer Farbe, so wird das Bild licht und weiß schimmern; finden sich vorherrschend schwarze Striche, so wird das Bild düster und dunkel erscheinen.

Wenn ein Mensch sich mit dem Erdreich ernstlich beschäftigt, wenn er mit seinem ganzen Herzen in der Landwirtschaft aufgeht, — dann wird aus ihm ein tüchtiger Landmann, ein wohlhabender Landwirt. Wenn jemand sich durch die Mechanik angezogen fühlt, durch die Erfindung von Maschinen, wird er verschiedene Wunderwerke herstellen, nutzbringende Erfindungen, staunenswerte Instrumente. Wenn ein Mensch sich zur

geschäftlichen Tätigkeit wendet, zur Industrie oder zum Handelswesen, zu wissenschaftlichen Studien oder zur Kunst, — so kann aus ihm ein tüchtiger Geschäftsmann werden, — ein großer Gelehrter, — ein außerordentlicher Künstler. Aber wie große Erfolge ein jeder von ihnen in seinem Fache auch aufweisen möge, — man wird doch im voraus schon sagen können, daß ein volles oder überhaupt möglichst großes Verständnis der Wahrheit bei ihnen schwerlich zu finden sein wird; ihrer aller Seele ist überfüllt mit anderen, mit ihren eigenen Gedanken und Sorgen. Wenn die Sonne nicht auf rein durchsichtige, sondern auf bunte, mit Mustern bemalte Gläser scheint, so wird, wie schön auch die Fenster schimmern mögen, im Innern doch kein volles, klares Licht sein. Ebenso ist's im Innern des Menschen. Es ist ein großer Unterschied, ob der Mensch danach trachtet, daß soviel als möglich vom himmlischen Lichte in seine Seele eindringe, oder ob er vor allem sich bekümmert um die Schönheit seiner Fenster und um die Muster auf ihren Gläsern.

Die Bibel, das Buch des Wortes Gottes vom Leben, war den Hebräern geschenkt worden, — einem unbedeutenden, armen, den andern durch nichts bekannt gewordenen Volk. Warum dieses? Warum war die größtmögliche und volle Offenbarung der Gotteswahrheit nicht andern Völkern gewährt worden, die sich durch ihre Erfolge in den Wissenschaften, in der Kunst, in weiser Gesetzgebung ausgezeichnet hatten? — Die Antwort ist nicht schwierig. Die besten Männer aller andern Völker bemühten sich vor allem nicht darum,

daß es in ihrem eigenen Leben, innerhalb ihrer selbst, hell und klar werde, sondern darum, daß es außerhalb, um sie herum alles schön wäre. Die Seelenkräfte all der großen Männer des Altertums, außer den Hebräern, waren hauptsächlich auf das Äußere gerichtet. Sie studierten die Welt und schufen die Wissenschaft; sie erneuerten die Schönheit der äußeren Welt, und schufen die Kunst; sie führten Ordnung ein in das äußere Zusammenleben der Menschen, und schufen die Gesetzgebung. Für das Verständnis der inneren Wahrheit des Lebens, der Wahrheit des Guten und der Liebe, der Gotteswahrheit blieb ihnen weder Zeit noch Fähigkeit. Die Hebräer aber, natürlich nicht alle, sondern wiederum nur die Besten aus ihrem Volk, gingen ganz auf, nicht im Studium der Kenntnisse und Schönheiten der äußeren Welt, sondern in der Erkenntnis der innerlichen göttlichen Wahrheit. Sie sprachen: „Wie die Hirschkuh sich sehnt nach dem Wasserstrom, wie der Hirsch, der durstende, in heißer Zeit hineilt zum kühlen Bache, so strebt meine Seele, Gott, zu Dir!“ Denn von nichts anderem war ihre Seele erfüllt, ihr Herz war frei und das Licht der Gotteswahrheit drang ein durch reine, klare Fenster. Daher spricht der Heiland: „Selig sind die, welche, wie der Hungrige nach Brot, im Leben vor allem nach der Gerechtigkeit trachten, die auch anderen diese höchste Gnade zuwenden, diese Gerechtigkeit ihnen entgegenbringen! Sie tun ein lichtes Werk, daher wird's auch ihnen selbst in der Seele immer heller und lichter. Durch die reinen Fenster ihres

Herzens werden sie in Fülle erschauen die ihnen erfaßliche Gotteswahrheit, sie werden Gott erkennen, der Selbst die Liebe, Selbst die Heiligkeit, Selbst die Wahrheit ist. Ja, selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." —

In unserem Leben findet sich wenig Gotteswahrheit, und der Grund davon liegt nicht etwa darin, daß wir sie überhaupt gar nicht sehen wollten. Nein, manchmal suchen wir sie sogar sehr; aber wir können sie einfach gar nicht sehen. Wenn bei einem Menschen durch Krankheit die Zunge mit einem dicken Belag bedeckt ist, kann er den Geschmack von Speise und Trank gar nicht unterscheiden; mit einer vom Schnupfen verschwollenen Nase kann er keinen Geruch genau bestimmen. So ist es auch schwer, mit einem unreinen Herzen die Wahrheit zu bestimmen. —

Vor mehreren Jahren starb fern von uns, jenseits des weiten Ozeans auf einer vereinsamten Insel in schweren Qualen mitten unter Aussätzigen ein selbst aussätziger Priester und Missionar, der Pater Damian Wester. Als gesunder und blühender Mann war er freiwillig dorthin gegangen und hatte selbstverleugnend sein Leben dahingegeben für jene unglücklichen Kranken, die ihm dem Blute nach fremd, aber nahe und teuerwert in Christo waren. — Über das Heldenwerk des Paters Damian hatte ein gewisser Pastor Chapman in London sich mit großer Liebe und warmem Lobe öffentlich geäußert. Damian war seiner Konfession nach Katholik, Chapman hingegen — Protestant. Aus diesem Grunde machte ein gewisser Herr Mac-

clure, der Sekretär der „Gesellschaft der Londoner Protestanten“, Herrn Chapman eine strenge, öffentliche Bemerkung, warum er so wohlmeinend sich geäußert habe über einen Mann von einem fremden Glaubensbekenntnis. Der Protestant Chapman hätte eher sogar Haß erwecken sollen, auch gegen den Damian, weil er Katholik war. Man müsse den trennenden Abgrund tiefer ausgraben, nicht aber ihn verschütten wollen; — so schrieb Mac-clure*). Und er heuchelt doch gewiß nicht. Er glaubt, daß seine Worte wahr sind, daß er die göttliche Wahrheit richtig auffaßt. Aber es ist doch auch unzweifelhaft, daß Mac-clure, wenn er auf die göttliche Wahrheit schaut, sie doch nicht durch ein reines Fensterglas, sondern durch eine trübe Ochsenblase anschaut. Und wie oft schauen auch wir alle, wie Mac-clure, auf die göttliche Wahrheit nur durch trübe Fensterscheiben mit beschmutztem Glase. Wenn wir die reine Wahrheit schauen wollen, müssen wir vorher die Fenster unseres Herzens reinigen. Denn nur „die reines Herzens sind, werden Gott schauen.“

In großen Städten, wo die Menschen eng und zusammengedrängt leben, sieht man selten ein Stück vom reinen Himmelsblau. Dicht zusammengeballte Wolken von Staub und Rauch und von dem faulenden Unrat

*) Ob diese schroffen Äußerungen wahrheitsgetreu oder übertrieben sind, sind wir leider außer Stande zu beurteilen. — Faktisch ist der konfessionelle Gegensatz und Zwiespalt gegenwärtig in England so schroff zugespitzt, daß solch, eine Rüge des Herrn Sekretärs durchaus nicht unwahrscheinlich ist. Anm. des Übers.

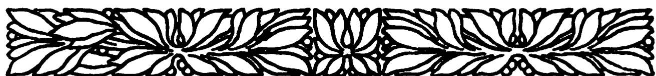
der Städte hangen als grauer Nebel über den Straßen und Marktplätzen. Das Volk, das hier lebt, ist bleich, hinfällig, krank. Um die Gesundheit der Einwohner solcher Städte wiederherzustellen, schicken die Ärzte sie in die freie Luft, an die Meeresküste, auf die Höhen der Berge, in die freie Weite der Felder. Und gerade so ist's auch in unserem Leben. Wenn alles Böse und alle Ungerechtigkeit der Menschen wie ein Nebel über die Welt sich emporhöbe, mit welcher schwarzen, unheilverkündenden Wolke würde der ganze Himmel verdeckt werden, wie würde plötzlich die Sonne der Wahrheit unserem Blick verborgen werden! — Nein, man muß, wenn auch nur zeitweilig, abseits gehn aus dem Getümmel der Menschen, man muß allein sein mit Gott, man muß eine andere Luft schöpfen, als die Menge der Menschen.

Wir kennen uns selbst nur schlecht, wir sehen nur selten hinein in die Tiefen des eigenen Herzens, wir beachten es wenig, ob die Fenster unserer Seele rein sind. Man sagt sprichwörtlich: „Eines andern Seele ist für uns eine Finsternis," aber, — wenn man's recht bedenkt, — so ist für viele auch das eigene Herz ein dunkler Wald. Wir drehen und winden uns im Leben, wie ein Holzspan im Wasserwirbel. Da ist es nicht zum Verwundern, daß es in unserer Seele trübe ist. Man muß — wenigstens auf eine Zeitlang — anhalten, nachdenken, in der eigenen Seele aufräumen. Wie trübe und schmutzig das Wasser auch sein mag, wenn man ihm Zeit gibt abzustehen, wird es doch wieder klar und durchsichtig: aller Schmutz, alles Trübende

sinkt zu Boden und im reinen Naß können sich der reine Himmel und die klare Sonne spiegeln. Noch besser ist's, wenn man das Wasser nach dem Abstehenlassen filtriert. An den großen Flüssen liegen viele Fabriken, Werkstätten, Ansiedelungen und Städte. Sie alle verunreinigen durch ihre Abfälle das Wasser, und der Fluß wird, je weiter, desto trüber; sein Wasser wird gefährlich zu trinken. Um es zu reinigen, filtriert man es, man läßt es durch eine dicke, reinigende Schicht von Kohle und Sand durchfließen. Eben solch ein Fluß ist das Menschenleben, und je weiter es fortfließt, umso mehr verunreinigen es die Menschen. Wollt ihr den Strom des Lebens rein erblicken, so müßt ihr ihn filtrieren. Ja, laßt eure Gedanken und Gefühle durch das Evangelium hindurchströmen; lernt, die menschlichen Dinge abzuschätzen, wie Jesus Christus sie abgeschätzt hat, — und ihr selbst und euer ganzes Leben wird dann sehr viel reiner werden.

Ein Beschmutzter kann auch einen Reinen beschmutzen, aber um den Schmutz von andern abzuwaschen, muß man selbst reine Hände haben. Daher, wenn ihr bessere, lichte Tage für eure Heimat ersehnt, so träumt von der Zeit, wo die Wahrheit Gottes aufleuchten wird über der Erde, — dazu reinigt euch selbst und reinigt andere. Der Heiland spricht: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."





X.

Selig sind die Friedfertigen.

Einst trat ein Jüngling zu Jesus heran und bat: „Meister, sage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe teile!“ (d. h. daß er mir den mir zukommenden Teil des väterlichen Besitztums abgebe). Jesus antwortete: „Wer hat mich zum Richter über euch gesetzt?“

Wenn man hätte Richter werden wollen über die beiden Brüder, wenn man sich hätte einmischen und den vorliegenden Rechtsstreit beenden wollen, so hätte man bestenfalls das erreicht, daß der ältere Bruder dem jüngeren den ihm vorenthaltenen Teil des Besitztums übergebe, und daß der jüngere, nachdem er das Seinige empfangen, sich zufrieden gebe. Dies wäre ein äußerlicher Friede gewesen, innerlich aber wären die Brüder ebensolche geblieben, wie sie vorher waren. Der ältere Bruder hätte, ganz wie früher, sich nicht gescheut, bei Gelegenheit sich mit fremdem Gut zu bereichern; der jüngere hätte nicht aufgehört, seinen Widersachern zu zürnen, er hätte nicht die Fähigkeit erlangt, eine Kränkung zu vergessen, sich mit einem Verlust zufrieden zu geben. Nur die äußeren Auswüchse des

Übels wären abgeschnitten worden, die Wurzeln aber wären heil geblieben und hätten immer neue Triebe sprießen lassen. Es kommt ja vor, daß man eine Feuersbrunst von obenher mit Wasser überschwemmt und erstickt, aber tief drinnen, unter der Asche und den erloschenen Kohlen birgt sich noch die Flamme, und sie kann bei jeder Gelegenheit mit neuer Gewalt hervorbrechen. Es kommt vor, daß eine Flintenkugel tief in den Körper eindringt und dort stecken bleibt. Sie wird von Fett überdeckt, die Wunde zieht sich zusammen, sogar die Narbe verschwindet möglicherweise und jede äußere Spur; — und dennoch wird sich innerlich von Zeit zu Zeit der Schmerz immer fühlbar machen. So ist's auch mit allen Zänkereien und Streitigkeiten, mit aller Feindschaft unter den Menschen. Sie äußerlich abzubrechen, ist nicht genug. Der äußerliche Friede ist gar kein Friede; es ist nur ein Waffenstillstand, ein durch Mörtel vertünchter Riß in der Mauer. Jesus Christus aber forderte einen inneren vollen Frieden der Brüder. Ihm lag es nicht daran, daß sie *im gegebenen Falle* ihre Angelegenheit friedlich beendigten, sondern daran, daß sie überall und immer unter sich Frieden hätten und zwar keinen nur äußerlichen, scheinbaren Frieden mit der Glut unter der Asche, sondern einen innern, vollen Frieden, sodaß auch keine Wurzeln des alten Übels übrig blieben. Einen solchen Frieden auf die Erde zu bringen, ist auch der Sohn Gottes in die Welt gekommen, und gar viel von diesem Frieden ist den Menschen nötig. Die Menschen sind sich feind, — einer gegen den andern, ein Volk gegen das andere,

eine Religion gegen die andere; endlich haben wir ja auch mit uns selbst oft zu kämpfen, wir haben keinen Frieden mit unserm eigenen Gewissen. Jeder nun, der in dieses Feuer der allgemeinen Feindschaft auch nur einen Tropfen abkühlenden Wassers gießt, der in den breiten Graben der Feindseligkeit, welcher die Menschen voneinander trennt, auch nur eine Hand voll Erde wirft, um ihn zuzuschütten, der erweist den Menschen eine große Wohltat. Er tut für sie das Werk, welches auch Jesus, der Sohn Gottes selbst tat: Er brachte Frieden auf Erden, darum auch gesagt ist: „Selig sind die Friedfertigen (genauer: die „Friedenstifter"), denn sie werden Gottes Kinder (wörtlich: Söhne Gottes) heißen."

Im alten Griechenland lebte ein Weiser, der kein eigenes Heim hatte, sondern von Haus zu Haus wanderte, hier und dort bei Fremden einkehrend, besonders am häufigsten dort, wo er gehört hatte, daß Uneinigkeit herrsche. Er kommt an einen Ort, wo sich Brüder entzweit haben, wo Freunde sich getrennt haben, wo Mann und Frau in Feindschaft leben; er hörte sie alle einzeln, unter vier Augen an und beginnt dann ruhig jeden einzelnen zur Aussöhnung zu überreden.

„Man muß sich versöhnen!" spricht er, „ob du dich selbst beschädigt hast, ob ein anderer dir eine Schramme beigebracht hat, du wirst doch die Wunde nicht weiter bluten und schmerzen lassen, sondern gleich ein Pflaster auflegen; oder, wenn du ein kostbares Gewand zerrissen hast, wirst du es doch nicht wegwerfen, sondern dich bemühen, das Loch darin zuzunähen, festzustopfen. So

muß man stopfen, heilen, zunähen auch eine zerrissene Freundschaft, und man muß es schleunigst tun, damit die Wunde nicht eitere und zu faulen beginne. Wie die Fliegen sich auf jede Schramme setzen und Schmutz darauf bringen, so finden sich auch bei jedem Zwist einander nahe stehender Menschen Liebhaber dazu, allen möglichen Schmutz von dem einen zum andern zu tragen und die offene Wunde noch mehr zu vergiften. „Schiebe die Sache nicht hinaus, geh hin, versöhne dich schleunigst“, pflegte der Weise zum Beleidigten zu sprechen.

„Wie? Ich sollte gehen, um mich zu versöhnen?“ verwunderte sich dieser. „Mich hat man ja beleidigt, und ich sollte zuerst die Hand zum Frieden bieten?“

„Ja, du!“ sprach der Weise ruhig. „Der Beleidiger schämt sich vielleicht: er wird denken, daß du seine zur Versöhnung ausgestreckte Hand zurückstoßen könntest, — dir aber ist es leicht, du brauchst nicht um Verzeihung zu bitten, brauchst dich nicht zu schämen, zu ihm zu gehen, ihm brüderlich die Hand zu bieten und zu sprechen: Was kommt im Leben nicht alles vor? wir haben uns zu sehr ereifert; komm, laß uns Frieden schließen; was gewesen ist, sei vergessen!“

Der Beleidigte geht darauf ein. Dann geht der Weise zum Beleidiger und sucht diesen zu beruhigen.

„Wenn es brennt“, so beginnt der Weise ihn zu überreden, „so hat man keine Zeit zu untersuchen, wer an dem Schadenfeuer schuld ist; man muß schleunigst löschen, damit das Feuer nicht um sich greife. Siehe, deine alte Freundschaft mit dem und dem ist

in Brand geraten, komm, wollen wir ihn löschen, komm zur Versöhnung!"

„Ich würde gern kommen", — spricht der Beleidiger. „Ich gestehe, daß mich auch mein Gewissen beschwert, ich hab' mich ereifert; ich habe vielleicht dies oder jenes zu viel gesagt; ich fürchte nur, daß der andere sich abwenden und mich auslachen wird."

„Nun, dafür kann ich mich verbürgen, daß dies nicht der Fall sein wird", beruhigte ihn der Weise; „der Beleidigte selbst möchte sich mit dir versöhnen. Siehe, da kommt er schon zu dir!"

Und die Feinde schlossen Frieden. Viele solche Zwistigkeiten hat der Weise beigelegt; überall war man erfreut über ihn, überall empfing man ihn wie einen von Gott gesandten Gast. Wenn doch auch uns in unserem Leben solche Menschen begegneten, die mit sanfter Hand unsere Schäden heilten, unsere Mängel ausglichen, wie viel leichter würde das Leben werden; so aber gibt es wohl viele Liebhaber dazu und eifrig Bemühte, Feindschaft hervorzurufen, Kehricht und Schmutz und Kränkungen aller Art aus einem Hause ins andere hinüberzutragen; — aber solche, die den Frieden unter die Menschen bringen könnten, — solche sehn wir nirgends. Selig daher, hundertfach selig zu preisen sind die Friedfertigen, die Friedebringer; sie sind in Wahrheit Gottes Söhne mitten unter den Kindern der Bosheit und Feindseligkeit.

Ein noch größeres und heiligeres Werk betreiben die, welche den Geist des Friedens hineintragen in die

Beziehungen nicht nur der einzelnen Menschen, sondern auch ganzer Völker zueinander.

Der verstorbene Metropolit von Kiew Platon (Plato), ein Mann mit einem goldenen Herzen und einer wahrhaft christlichen Seele leitete einst während eines Aufenthalts in Petersburg den Hauptgottesdienst in der Isaakskathedrale. Während des Gottesdienstes trat ein reisender Engländer ein und bat, als er erfuhr, daß der Metropolit selbst zelebrierte, um die Erlaubnis, ganz nahe heranzutreten, damit er den Gottesdienst besser anschauen könne. Nach dem Schluß desselben ließ der Engländer durch seinen Dolmetscher den Bischof um seinen Segen bitten. Der Metropolit segnete ihn und sprach dabei:

„Wir und Sie sind Menschen aus verschiedenen Ländern und von verschiedenem Glauben; wir reden in verschiedenen Sprachen, aber ich glaube fest, daß alle diese Scheidewände, die wir Menschen unter uns aufgerichtet haben, nicht bis zu Gott emporgewachsen sind, und daß Er von seiner Himmelshöhe aus mit gleicher Liebe herabschaut auf alle Menschen, auf alle Völker und auf alle Länder. Im Namen dieses Gottes der Liebe“, — so schloß der Metropolit Platon, — „segne ich Euch!“

Das sind goldene Worte! Die Verschiedenheit des Landes, der Unterschied der Hautfarbe, der Sprache und der Sitten, — alles das sind Scheidewände, die wir selbst zwischen uns aufgerichtet haben, und die noch nicht bis zum Himmel emporgewachsen sind; aber andererseits: wie fest stehen diese Scheidewände auf

der Erde, wie undurchdringlich trennen sie ein Volk von dem andern. Der Franzose haßt den Deutschen, die Engländer fürchten die Russen, der Russe liebt weder den Deutschen noch den Engländer. Sie alle sind Menschen, Kinder Eines himmlischen Vaters, sie sollten leben wie Brüder, aber sie leben — wie Feinde. Den Frieden soll man hineinbringen unter das Volk, beten soll man um den Frieden der ganzen Welt; von kleinauf soll man den Menschen einprägen, daß wir alle Brüder sind. —

Iwan der Schreckliche sagte, auf seine Finger zeigend: „Seht, das ist mein Sohn Feodor, das ist seine Frau Irene, meine Schwiegertochter, und dies hier ist ihr Bruder Boris. Welchen Finger ich nun auch abschneiden mag, — es wird immer schmerzen; wen ich auch kränken mag, — es wird mir um jeden leid tun.“ — Ebenso könnte man an den Fingern herzählen die verschiedenen Völker: da ist der Russe, hier der Chinese, dort der Engländer, da wieder der Türke, hier der Inder, dort der Deutsche, der Jude rc.

Welchen Finger man auch abschneide, es wird immer schmerzhaft sein; welches Kind man auch kränke, der Mutter wird es gleicherweise leid tun; welches Volk auch leiden möge, der gemeinsame Vater Aller wird um dasselbe sich sorgen.

Diese Scheidewände zwischen den Menschen, die durch unsere Bosheit aufgerichtet sind, zu zerbrechen, die Menschen aller Länder und Völker einander nahe zu bringen als eine brüderliche Familie, — das ist ein großes Werk, eine heilige Arbeit, die auf die

Friedenstifter wartet. Daher prägt es doch allen und überall ein, daß alle Völker — eine Familie Gottes sind und daß einen Fremdländer zu kränken, ebensoviel bedeutet, wie seinen Bruder zu beleidigen, den gemeinsamen Vater zu betrüben. Besonders den Kindern prägt dies in die Herzen, damit ein neues Geschlecht auch neue Begriffe und Gefühle mit sich ins Leben bringe. Lehrt sie, ihre Heimat liebhaben, aber redet mit ihnen nie über den Haß gegen die Feinde. Christus, der Sohn Gottes, hat mit einem Worte den Sturm auf dem Meere beschwichtigt; so beschwichtigt ihr mit einem Wort der Liebe die Feindschaft unter den Menschen. Bringt ihnen den Frieden, werdet Friedensstifter auf Erden. „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“





XI.

Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden.*)

In Paris lebte vor einigen Jahren ein Künstler, der an einer Statue der „Wahrheit“ arbeitete. Er wollte in der Gestalt eines Weibes die Wahrheit so darstellen, daß man sie an den reinen, lichten Zügen sofort als solche erkennen müsse, und so, daß es bei ihrem Anblick dem Zuschauer selbst reiner und freier im Herzen, lichter in der Seele würde. Er hatte lange gearbeitet an diesem Bildwerk: er hatte modelliert, war unzufrieden, zerschlug alles und modellierte von neuem. Man bot ihm teure Bestellungen an, er lehnte alles ab und versenkte sich ganz in seine Arbeit; er wußte und fühlte und dachte an nichts, als nur an seine „Wahrheit“. Um ihretwillen vergaß er sich selbst: er lebte irgendwo in einem Dachstübchen; er aß nur, um nicht zu verhungern; er hatte oft nichts, um sich seinen Ofen anzuheizen. Endlich war die Arbeit vollendet. Es war dem Künster gelungen, seinen Gedanken im

*) Die Textwiedergabe im Russischen lautet genauer: „Selig sind, die um der Wahrheit willen vertrieben sind.“ Anm. des Übers.

Lehm oder Ton zu verkörpern. Die „Wahrheit“ stand vor ihm wie lebend in all ihrer tadellosen Reinheit und Schönheit. Der Künstler war mit sich zufrieden: die Arbeit, die ihm von Gott verordnet worden war, sie war ausgeführt .... Da fiel's ihm plötzlich ein, daß er in den letzten Tagen gar nicht aus seinem Zimmer hinausgekommen sei: daß sein Ofen längst nicht mehr angeheizt sei, während doch draußen starker Frost herrschte. Irgendwohin zu gehen und um Holz oder Kohlen zu bitten, dazu war's zu spät. Es blieb nichts übrig, als bis zum Morgen zu warten. Allein bis dahin konnte der frische, feuchte Ton erstarren, Risse bekommen, und die Statue dadurch verloren gehen. Da zieht der Künstler seinen Rock ab, wickelt die „Wahrheit“ vorsichtig darin ein, umhüllt sie noch von oben an mit seiner Bettdecke und legt sich dann selbst, frostzitternd, halbentkleidet zu Bett. Am Morgen kamen seine Freunde. Man enthüllte die Statue. Alle waren gerührt, erschüttert. Der Künstler aber lag zu dieser Stunde tot auf seinem Bette. Er war erfroren; aber sein Gesicht trug den Ausdruck lichter Freude. Im Erfrieren hatte er doch die Qualen der Kälte gar nicht gespürt. Er war so voll Freude gewesen, daß er die „Wahrheit“ geschaffen und wohl verwahrt hatte. Wenn ein Mensch von irgend einer Idee oder Sorge ganz erfaßt ist, vergißt er darüber alles Übrige; er kann lange Zeit ohne Speise und Trank sein ohne seine Leiden wahrzunehmen. Der Geizhals, der über jeder Kopeke zittert, kann Hungers sterben auf einem Kasten voll Gold. Beim Kampf für seine

Heimat fühlt der Soldat nicht die Todeswunde. Wenn er noch auf einen Moment zu sich kommt, fragt er mit Todesröcheln in der Stimme, wer gesiegt habe, und wenn man ihm antwortet, daß den Seinen der Sieg geworden, dann stößt er voll Freude seinen letzten Seufzer aus. Ein großer Gelehrter des Altertums, Archimedes, saß während der Stunden des letzten verzweifelten Straßenkampfes, der das Geschick seines Landes endgültig entschied, in seiner Vaterstadt Syrakus, ruhig über seinen Berechnungen, die er auf dem sandigen Fußboden aufgezeichnet hatte. Als nun ein römischer Soldat mit blutüberströmtem Schwert in sein Zimmer stürzte und nach seinem Namen fragte (denn es war der Befehl ergangen, den Archimedes zu verschonen), da ward er so aufgeregt darüber, daß der Soldat mit seinen Füßen ihm seine Zeichnungen verderbe, daß er ihn hart zurückstieß mit dem Ausrufe: „Verwirr mir doch meine Kreise nicht!"

Für den Archimedes war eben die Wahrheit seiner Kenntnis teurer als das Leben. Darum ist es völlig begreiflich, daß auch die Wahrheit von Gottes Gerechtigkeit für die Menschen teurer und köstlicher sein kann, als Zufriedenheit, Wohlstand und Gesundheit, ja wertvoller, als das Leben selbst. Das Evangelium sagt: „Das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte; und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte und kaufte dieselbe." (Matth. 13,45—46.) Schaut auf die altchristlichen Grabstätten der Märtyrer. In ihnen ruhen die Leiber der durch die Foltern Zerbrochenen,

der durch die wilden Bestien Zerrissenen, der an den Kreuzen langsam Verbrannten und unter all den Tausenden geheiligter bildlicher Darstellungen an den Mauern dieser Grabstätten findet sich auch nicht die leiseste Andeutung auf die Qualen im Leben der Entschlafenen, auf die Schrecken ihres Todes. Überall sehen wir dargestellt sanfte Tauben, den guten Hirten, das Lamm, Lilien, Weinreben, reife Ähren. Es ist klar, daß die Leiden und der Tod für die Wahrheit des Evangeliums die Christen nicht abgeschreckt haben. Sie kannten das Wort Christi darüber, daß das Reich Gottes „Gewalt leide", daß es nur mit großer Anstrengung, mit vielen Opfern erlangt wird und daß nur „die Gewalt tun, reißen es an sich" (Matth. 11,12.); und daher haben sie ruhig ihr Leben zum Opfer gebracht um des Sieges willen der göttlichen Gerechtigkeit. Sie glaubten fest daran, daß man sie wohl töten könne, daß aber die Wahrheit nicht stirbt, und daß sie um den Preis jeder für das Reich Gottes vergossenen Träne und jedes Schweißtropfens einen neuen Eingang zu demselben eröffnen, und daß sie dies hundertfältig belohne für ihre Mühe, daß es ihnen neue Kräfte gebe für neue Arbeit, zu neuen Opfern für das Reich Gottes unter den Menschen.

Dieselbe Arbeit, dieselben Mühen und dieselben Opfer werden auch jetzt jedem Arbeiter im Reiche Gottes bevorstehen, — jedem, der dient oder dienen möchte der Göttlichen Wahrheit auf Erden. Wahrheit und Lüge, Gutes und Böses, können ebenso wenig zusammen bestehen, wie Licht und Finsternis, wie Eis und

Flammen. Eines strebt, das andere zu vernichten. Das Gute handelt offen, auf ehrlichem Wege; es ist bemüht durch das aufrichtige und herzliche Wort die Menschen zu belehren, das im Menschen schlafende Gedächtnis aufzuwecken durch die glühende Aufforderung zur Göttlichen Gerechtigkeit. Das Böse hingegen ist bestrebt, jeden guten Anfang, jeden edlen Gedanken schon im Keime zu ersticken. Es vernachlässigt keinerlei Mittel: wo es möglich ist, wirkt es gewaltsam, durch Überwältigung; wo aber mit Gewalt nichts zu erreichen ist, da nimmt es seine Zuflucht zur Hinterlist, zur Heuchelei, zum Betrug; im äußersten Falle begnügt es sich mit schmutzigem Klatsch, mit schändlicher Verleumdung, mit beleidigendem Scherz, mit bösartigem Hohnlächeln, mit grober Verspottung. Erinnert euch an das Evangelium! Kaum war der Heiland geboren, kaum war die Wahrheit Gottes zur Erde herabgestiegen, da versucht auch das Böse durch Herodes, diese Wahrheit schon in der Wiege umzubringen. Es vergehen dreißig Jahre; Jesus bereitet sich mit Beten und Fasten auf Sein Erlösungswerk der Menschheit vor, — der Geist des Bösen versucht auf verschiedene Weisen, durch Versuchungen und List Ihn von Gottes Weg abwendig zu machen. Jesus beginnt zu lehren, — man lacht über Ihn, man nennt Ihn Beelzebub (Matth. 12,24.); man sagt, daß Er kein Jude, sondern ein Samariter sei, daß Er einen Teufel (Dämon) in sich habe. So beschaffen ist der unvermeidliche Weg der Wahrheit, des Guten und der Liebe und all derer, die diesen dienen, die in deren Namen arbeiten. So war es, so ist's noch immer und

so wird's wahrscheinlich auch immer sein. Der Heiland sprach zu seinen Jüngern: „So wie sie die Propheten verfolgt haben, die vor euch gewesen sind, so verfolgen sie auch Mich, so werden sie auch euch verfolgen."

Die an den Augen krank sind, können das Sonnenlicht nicht ertragen; sie zürnen, wenn es ihnen grell in die Augen fällt. Die in festen Schlaf Versunkenen mögen es nicht, daß man sie aufweckt; sie werden ärgerlich im Halbschlaf, sie schelten, sie beginnen um sich zu schlagen. Allein, wenn es ringsherum brennt, kümmern wir uns nicht um den Zorn der Schlafenden; wir geben uns alle Mühe, sie aufzuwecken, ob sie uns auch forttreiben und von sich stoßen. Ob ein Kind die Heilung bringende Arzenei, die dem Geschmack so bitter, aber so nützlich nach der Wirkung ist, willig einnimmt, oder aber mit Geschrei, Grimassen und Tränen sie von sich stößt, der Arzt wird doch nicht aufhören, sie dem Patienten anzubieten. Ebenso muß man auch im Leben handeln, im Kampf mit dem Bösen; man darf sich da nicht irre machen lassen durch das feindselige Entgegentreten seinerseits.

Der Weg des Lebens ist dicht verwachsen mit dem stechenden Dornengestrüpp der Ungerechtigkeit und Lüge. Die menschliche Bosheit, Verdorbenheit und Gottlosigkeit versperren wie ein Urwald mit undurchdringlichem Dickicht uns den Weg zu Gott, zu Seiner Liebe und Wahrheit, zum Reiche Gottes auf Erden. Es ist dringend nötig, daß jemand in diesem dichten Waldgestrüpp einen Weg bahne zur Gotteswahrheit hin, daß er durchhaue und hinwegräume das stachelige

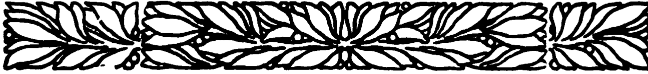
Dornendickicht; aber freilich, ohne Mühe und Schrammen wird man das nicht ausführen können. Gar manchesmal wird uns ein Zweig schmerzhaft in's Gesicht schlagen, ein Ästchen wird an uns hangen bleiben, die Dornen werden oft tief in die Haut eindringen.

Wenn's zur Kriegszeit nötig erscheint, in hartnäckigem Ansturm eine feindliche Befestigung zu erobern, die durch einen Graben und hohe Mauern geschützt ist, — da fallen die ersten Reihen der Kämpfenden niedergeschmettert, tödlich verwundet oder getötet. Dafür aber dringen die hinteren Reihen über die Leichen dieser gefallenen Helden, wie auf Stufen, in die Festung ein, erobern sie und vernichten die Kraft des bösen Feindes. Auf der Erde gibt's einen beständigen Krieg, — den Krieg zwischen dem Guten und dem Bösen; und wir, die Jünger Christi, des Erlösers, wir sind dazu berufen, unter der Anführung des Himmels im Namen des Triumphs der göttlichen Gerechtigkeit diesen Kampf auszufechten mit dem Bösen und der Lüge. So fürchtet euch denn auch nicht vor den Schrammen, Wunden und Verstümmelungen; fürchtet euch nicht vor dem Hohn und der Verleumdung des Bösen. Wenn ihr einen steilen Berg erklimmen wollt, werdet ihr ohne Ausgleiten, Fallen und Verletzungen nicht durchkommen; vielleicht reißt sich auch ganz von oben ein Stein los, stürzt euch entgegen und trifft euch schmerzhaft. Alles das ist möglich, aber alles das darf euch nicht aufhalten. Klammert euch nur fest an jeden euch begegnenden Vorsprung, an jeden Strauch, an jeden Grashalm, erhebt euch so immer höher und höher, klimmt so empor

zur Sonne, zum Licht, zu Gottes freier Weite und von dort aus, von dem Gipfel der göttlichen Wahrheit, ruft den Untenstehenden zu: „Macht euch los von der sumpfigen Niederung, von der Dämmerung, den Nebeln, kommt hervor aus den schweren, bleifarbigen Wolken, steigt hierher herauf: hier seid ihr dem Himmel näher, hier ist die Luft reiner, die Brust atmet freier, hier wird's einem leichter ums Herz!"

Selig seid ihr, wenn man euch in der Niederung verfolgt, wenn man euch während eures mühsamen Emporsteigens schmähen und verfolgen und auf allerlei Art ungerechter Weise verlästern wird um der Wahrheit Christi willen. Seid fröhlich und getrost, — — — denn also haben sie auch verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.





XII.

Das Allergeringste.

Im Evangelium St. Lukas, im 16. Kapitel findet sich das Gleichnis vom ungerechten Haushalter. Dieses Gleichnis bringt viele in Verwirrung, setzt sie in fassungsloses Erstaunen.*) Da wird berichtet, daß ein ungerechter Haushalter das Vermögen seines Herrn verschleudert habe, und als er zur Rechenschaft gezogen wurde, habe er die Schuldner seines Herrn zusammenberufen und ihnen geheißen ihre Schuldscheine umzuschreiben: wer hundert schuldig war, sollte es auf 50 oder 80 herabsetzen. Und danach heißt es im Evangelium: „und der Herr lobte den Haushalter, daß er klüglich getan hatte". — Zum Schluß fügt der Heiland

*) Man möge, ehe man an die Lektüre des vorliegenden Abschnittes geht, das genannte Gleichnis im Evangelium nachlesen. Anm. des Autors. —

NB. Ohne der Auslegung und Auffassung des geehrten Autors völlig zuzustimmen wird man doch mit Interesse die originelle Erklärung des in der Tat schwierigen Gleichnisses lesen. Anm. des Übers.

hinzu: „Und Ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.“

„Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon (Reichtum),“ das sind die Worte, welche die Leser des Evangeliums in Verwirrung bringen, und in welchen doch zugleich auch der Schlüssel zum Verständnis des Gleichnisses liegt. Was ist denn der ungerechte Mammon? — Im 12. Kapitel des Evangeliums St. Lukas finden wir noch ein anderes Gleichnis von einem törichten reichen Manne. Er hatte eine ungeheuer große Ernte gemacht, er hatte soviel Korn geerntet, daß er kaum wußte, wie er's unterbringen sollte. Da dachte er nicht an seine Nächsten, sondern er sprach zu sich: „Ich habe auf lange großen Vorrat, ich werde essen und trinken und guten Mut haben.“ Aber der Herr sprach zu ihm nachts im Traum: „Diese Nacht werde Ich deine Seele von dir fordern, — du wirst sterben, — und was wird es sein, das du bereitet hast?“ Und das Evangelium fügt hinzu: also geht es jedem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott (Luk. 12, 17—21). —

Es ergibt sich daraus, daß man auf zweierlei Art reich werden kann: in sich selbst, in seinem Leibe und Leben, — und in Gott, in der göttlichen Wahrheit. Einer strebt nach Macht, nach Ehrenstellen, nach Wohlstand, nach Berühmtheit; alle seine Fähigkeiten gehen dann auf ihn selbst. Er tut vielleicht auch gar nichts Böses; aber das ganze Unheil liegt darin, daß er auch

gar nichts Gutes tut. Auf sein eignes Wohlergehn verwendet er viel Mühe und Anstrengung, aber für Gottes Werk rührt er keinen Finger. Er wird reich in sich selbst. Ein anderer denkt sein ganzes Leben lang nur an die Gerechtigkeit Gottes, er arbeitet nur für den Triumph der Liebe unter den Menschen. Er selbst hat vielleicht keinen eigenen Winkel, keine Brotrinde für sich, aber das Haus Gottes im Herzen der Menschen schmückt er wunderbar, die fruchtbare Saat des Evangeliums streut er reichlich aus in die Seelen der Menschen. Ein Bettler an sich selbst, wird er doch beständig reich in Gott. Und wie werden nun wir selbst reich? Wir sind ja alle Haushalter Gottes. Der Herr, der Herrscher der Welt sendet uns ins Leben, wie in Sein Besitztum, damit wir es wohl einrichten möchten. Wem aber dienen wir nun? Fördern wir die Wahrheit oder begründen wir nur unser eignes Wohlergehn, indem wir Gottes Gaben benutzen, die uns zu Gottes Werk geschenkt sind? Wenn die Zeit kommen wird, welche Rechenschaft werden wir dem Hausherrn ablegen können? Es gibt im Leben doch Fälle, wo es uns so durchrüttelt, daß, wie bei dem Trunkenen der Rausch aus dem Gehirn, — so auch jeglicher Nebel plötzlich aus unserer Seele weicht. Da ist man denn genötigt, sich zu besinnen, jeden seiner Schritte zu prüfen, Rechenschaft abzulegen über sein ganzes Leben. Es ist nur schade, daß wir manchmal so fest schlafen, daß man uns auf einmal nicht erwecken kann; — manche sind so mit Moos bewachsen, daß man nicht leicht zum lebendigen Fleisch, zur leben-

digen Seele hindurchdringen kann. Es ist schade, daß wir zu allermeist, erst zu spät uns auf uns selbst besinnen. Versucht es einmal, mit 50—60 Jahren Lesen und Schreiben zu lernen. Was dem Kinde spielend leicht wird, das werdet ihr mit schwerer Mühe euch aneignen müssen: Das Gehirn ist nicht mehr dasselbe, — es ist alt geworden; ja, auch die Finger sind steif geworden, sie werden statt der Buchstaben „Krakelfüße" hervorbringen. Wie der Körper mit den Jahren seine Geschwindigkeit und Elastizität einbüßt, so verkiert sich auch in der Seele die Frische, die Empfänglichkeit, die Eindrucksfähigkeit. Je später, desto schwieriger wird es sich selbst zu überwinden, sein Leben nach einem ganz neuen Maßstab einzurichten. Wenn eine Eisenstange kalt geworden ist, kann man sie nicht gut schmieden, darum spricht der Haushalter beim Gedanken an die Abrechnung: „Was soll ich tun? Graben kann ich nicht, so schäme ich mich zu betteln." Das Leben von neuem anzufangen, war für den Haushalter schon zu spät: es fehlten ihm die Fähigkeiten dazu, aller Reichtum der Seele (Gottes Gaben) war verschleudert; selbst noch etwas Gutes zu tun, bot sich ihm keine Möglichkeit.

Bei den Menschen hat sich so viel des Bösen im Leben angehäuft, eine so große Last von Ungerechtigkeit jeglicher Art ist aufgeschüttet, daß es viel Mühe und Anstrengung erfordert, all dies abzugraben und zum reinen Guten durchzudringen. Dem Haushalter fehlt die Kraft dazu: er hat seine Kräfte vergeudet. Er bekennt es offen: „Graben kann ich nicht." Aber um

Gnade (Almosen) zu erbitten nach der groben Verschleuderung, in der Not sich zu wenden an den, dem er sein ganzes Leben lang den Rücken gekehrt hat, — dessen schämt er sich. Wie soll's nun werden? Wo soll er Rettung suchen? Wo soll er auch nur einen kleinen Anhaltspunkt finden, um sich darauf zu stützen? Sei's auch nur einen Strohhalm, um ihn zu ergreifen? Der Schluß des Gleichnisses gibt uns auch hierauf Antwort: es zeigt uns, den ungerechten Haushaltern, den äußersten Ausweg, es reicht uns den „Strohhalm" dar. —

Ein Teil der Vorschriften des Evangeliums zeigt die höchsten Forderungen an, z. B.: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matth. 5,48); andere dagegen weisen die Grenze an, unterhalb deren man nicht hinabsteigen dürfe, — sie bezeichnen den Scheidepunkt, hinter dem, wenn man ihn noch überschreitet, alles Licht ein Ende hat, ja, volle Finsternis eintritt. Erläutern wir dies durch ein Beispiel! Der Apostel Paulus schreibt: „Betet ohne Unterlaß," habt in euch beständig die Richtung zum Gebet, euer ganzes Leben sei ein zusammenhängender Dienst gegen Gott und Seine Gerechtigkeit auf Erden. Dies ist die höchste Forderung, die den Christen geboten ist. Den alten Hebräern war aber eine andere gegeben: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes (2. Mose 20,9—10). Sechs Tage für dich, und für

Gott — nur einer. Das ist dann auch die äußerste Grenze. Wenn der Mensch auch diese nicht einhält, so bedeutet das, daß er sich an Gott auch nicht einmal mit einem Strohhalm halten mag. Und solch eine geringste Forderung zeigt uns eben auch dieses Gleichnis. Der Haushalter selbst hat sich in solch einen Sumpf verfahren, daß er nicht mehr herauskommen kann. Allein, er kann auch da noch dem Guten einen Dienst leisten: er kann andere warnen, daß sie nicht denselben Weg gingen, der ihn bis dahin gebracht hat. Das Schrecklichste bei uns ist, daß ein Mensch, wenn er selbst versinkt im Sumpf des Lebens, auch noch andere mit sich zieht.

Die höchste Pflicht eines Jüngers Christi besteht darin, selbst den Willen Gottes zu erfüllen und den Nächsten zu solcher Erfüllung anzuleiten. Wenn er aber nicht Führer und Leiter sein kann, wenn es ihm an Kraft fehlt, selbst voranzuschreiten, — nun, so mag er wenigstens als ein Leuchtturm dastehen für die im Dunkeln Irrenden, als ein Signalfeuer auf dem Bergesgipfel der göttlichen Gerechtigkeit; so mag er, wenn nicht durch die Tat, so doch durch sein Wort, durch den glühenden Aufruf zum Guten das Gewissen der Menschen wecken.

Aber es kann vorkommen, daß bei einem Menschen, wie bei dem Haushalter im Gleichnis, sich keine Kraft mehr findet, weder das Gute zu tun, noch andere dazu aufzufordern. Wie soll's da sein? Ist ein solcher Mensch noch zu irgend etwas nütze in Gottes Haushalt? „Ja, er kann noch nützen,“ — antwortet uns

das Gleichnis. Wenn er das Gute nicht vermehren kann, so möge er wenigstens das Böse verringern; so möge er durch seine bittere Erfahrung andere vor dem Wege warnen, der ihn selbst zu einem so schrecklichen Ende geführt hat.

In einer volkstümlichen Erzählung wird ein Dorf geschildert, in welchem eine sehr reiche Ernte sich ergeben hat, während ringsum Mißernte und Hungersnot herrschte. Diese glücklichen Leute backen sich Weizenkuchen, brauen sich Hausbier und sind fröhlich und guter Dinge. Ein ehrlicher uralter Greis namens Theodosius (Fedoß) sucht sie zurückzuhalten: „Es ist nicht schön," spricht er, „jetzt Branntwein und Bier zu trinken und sich mit Weizenkuchen den Leib zu füllen. Man sollte jetzt herzliches und helfendes Mitleid haben mit unsern Nachbarn, die im Unglück sind." Die Bauern und die jungen Burschen ärgerten sich: „Nicht schön, sagst du? Wie hast du's denn in deiner Jugend getrieben? Denkst du noch daran? War das etwa schön?"

„Wohl denke ich daran, Brüder," sprach Theodosius. „Ich habe schlecht gelebt! So lebt ihr doch nicht nach meiner Weise! Lebt besser, damit die Leute, wenn sie an euch denken, nicht soviel Schlimmes von euch in der Erinnerung haben. Ja, lebt besser als ich," spricht Theodosius. „Daß auf euch nicht solch ein langer Schuldzettel von Sünden gegen Gott lasten möge, wie auf mir! Es ist schwer genug, ihn zu tragen! Bemüht euch, daß er bei euch kürzer sei. Ihr könnt ja

an mir selbst beurteilen, ob es gut ist, im Sündenkot zu leben. Man ekelt sich ja vor sich selbst. Tretet beizeiten ab vom Bösen. Solange noch die Möglichkeit vorhanden ist, solange euer Herz noch nicht verhärtet ist, vermindert das Verzeichnis eurer Schulden vor dem Hausherrn, werft die Last von eurer Seele ab, arbeitet an euch selbst, bemüht euch, loszukommen von euren Schwächen und Sünden!"

„In deinem Verzeichnis" — spricht Theodosius zu einem, „hast du hundert Maß Ungerechtigkeit; so wirf wenigstens die Hälfte ab, mögen fünfzig noch bleiben. — Und du bist auch dazu nicht imstande, es sofort auszuführen?" spricht er zu einem andern. „So geh von hundert wenigstens auf achtzig herunter. Du kommst dadurch doch immerhin auf einen Schritt vom Bösen zurück und Gott näher."

So zog Theodosius aus seinem sündhaften Leben doch eine gute Lehre für andere Menschen. Deren gute Werke werden wohl auch gute Fürsprecher sein für den reuevollen Theodosius vor Gottes Thron.

Und nun erkennt also, daß es einen Willen Gottes gibt. Und wenn ihr ihn gefunden habt, so dient ihm und lehrt auch andere, dasselbe tun. Wenn ihr aber nicht vollkommene Erfüller von Gottes Gerechtigkeit sein könnt, — so seid doch mindestens Verkünder derselben: „Gehet hin und verkündet, daß das Himmelreich nahe herbeigekommen ist." Im äußersten Falle sucht wenigstens eure Nächsten vom Bösen abzuhalten. Wenn ihr schon den Reichtum der Gerechtigkeit in

Gottes Welt nicht vermehren könnt, wenn ihr das Gute nicht vergrößert, so sucht doch wenigstens durch den Mammon der Ungerechtigkeit, durch die bitteren Erfahrungen eures vielfach verderbten Lebens das Böse zu vermindern. Bringt Gottes Werk auf Erden auch so noch einigen Nutzen.



Inhaltsverzeichnis.

Kapitel: Seite

I. Über Gott 7

II. Über Gottes Willen 16

III. Christus — der Heiland 24

IV. Gottes Wahrheit 32

V. Die ersten Schritte 40

VI. Selig sind die Sanftmütigen 47

VII. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit 52

VIII. Selig sind die Barmherzigen 59

IX. Selig sind, die reines Herzens sind 67

X. Selig sind die Friedfertigen 75

XI. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden 83

XII. Das Allergeringste 91

Druck von Julius Beltz in Langensalza.

techniƙums zu wirken. Und diese Wirksamkeit ist nicht im Winkel. Kein Auditorium, kein Saal der großen Stadt ist groß genug, die Tausende zugleich zu fassen, die ihm zuströmen. Er spricht für die Gebildeten in der Aula der Michael-Akademie, für die breiten Massen an jedem Sonntag in der Artillerieschule und in der Manège des Marmorpalais. Das Buch wendet sich an alle Denkende. In anziehender, leichter und lebhafter Sprache führt es uns mitten hinein in die großen Fragen und Rätsel unserer Tage, ja aller Zeiten. In kindlichem Glauben an die Errettung der Seele durch das Blut Jesu Christi sucht der Verfasser, ohne sich bei dogmatischen Fragen aufzuhalten, den Leser für das Wort zu gewinnen: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.' In lebensvoller, warmer Beredsamkeit sucht er das lebenspendende Evangelium den Menschen lieb zu machen. Viele Stellen des Buches sind von großer künstlerischer Schönheit, so die eigenartige Betrachtung der Bergpredigt, die in einer Umschreibung zugleich eine Erklärung bietet. Das Buch wird denen, die den religiösen Fragen noch ferner stehen, Genuß bereiten, den Suchenden und Fragenden zur Stärkung dienen. Möge es auch bei uns viele Leser finden."

Direktor P. Hennig schreibt:

„Kürzlich sagte ein Freund: ‚In Rußland kann es erst anders werden, wenn Rußland eine Reformation erlebt hat.' Daß es möglich ist, daß in der orthodoxen Kirche noch einmal eine Reformation ersteht, zeigt die vorliegende Schrift und ihre Aufnahme in Rußland. Der russische Priester Petrow hat ungezählten Russen das Evangelium als Grundlage des Lebens verkündigt. Die Art seiner Evangelisation erinnert an die eines Keller und Müller, wenn er auch die ethische Seite des Evangeliums in den Vordergrund rückt. Als ein Lebenszeichen aus der russischen Kirche begrüßen wir diese Schrift und wünschen sie zum bessern Verständnis des gegenwärtigen Augenblicks auch in vielen deutschen Händen."
